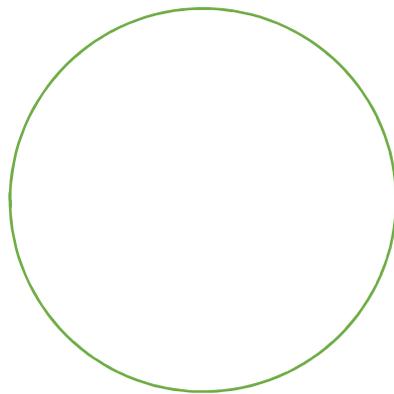


Was wäre wenn . . .



. . . du dieses Buch liest?

Sissi Nielson

WAS WÄRE WENN, DU DIESES BUCH LIEST?

Mäandernde Gedankenreise von Sissi Nielson

PDF – Version zum selber Ausdrucken

März 2021

Du hast dieses Buch gerade von einer Freundin oder einem Freund bekommen – wenn du dir das Vorwort durchliest, kannst du erahnen, worum es geht und einschätzen, ob dich das überhaupt interessieren könnte.

INHALT

Vorwort 6

Wie mich die vielen Zufälle in einen fast werbungsfreien Lebensraum gestupst haben. 9

Gedanken zum Begriff Arbeit 17

 Mein Werklwochen Tätig sein 22

 Mein ausschließlich für mich Tätig sein 26

 Mein Frühjahr und Herbst Tätig sein 36

Was alles nicht oder nur ganz wenig vorkommt in meinem Leben 42

 Mangel an Hygiene und Sauberkeit 47

 Mangel an neu gekauftem Gewand 53

 Mangel an Fernseher, Smartphone, Facebook, Whats-App-Gruppen,... 53

Wenn Mangel reich macht, kann Überfluss arm machen? 57

Die grenzenlose Welt des Geldes 66

Lebensreichtum ins Zentrum und Geld an den Rand schieben 76

 Mein Haus 78

 Meine Hühner 83

 Mein Schoko-Nuss-Aufstrich 86

 Mein Kräutertee 87

 Meine Marmelade 88

Arm und Reich – ein weiterer Versuch, gegen den Strich zu bürsten 91

Der Besitz, die Dinge, die Objekte – noch so eine Facette von Arm und Reich 104

Was wäre wenn,... 108

Mein Bild für das „Durchs Leben gehen“ 114

Das System meines Buches 116

Dank 118

VORWORT

Wenn du eigentlich immer gern das machst, was andere dir sagen, dann sag ich dir, dass dieser Text nicht für dich passt. Leg ihn weg.

Wenn du dich am wohlsten fühlst, wenn du die Dinge des Lebens einfach so machst, wie man sie immer schon gemacht hat, dann wirst du es anstrengend finden, dieses Buch zu lesen.

Wenn es für dich Freiheit bedeutet, Paradeiser und Erdbeeren das ganze Jahr über kaufen und essen zu können, dann werden dir meine Gedanken und Ansätze als blöde Ergüsse vorkommen.

Wenn dein Urlaub auf den Malediven das einzig Schöne im Jahr ist und du an diesem Umstand nichts Außergewöhnliches findest und daran nichts auszusetzen hast, dann wäre es klug, das Buch wegzulegen.

Wenn du zu denjenigen Personen gehörst, die überzeugt davon sind, dass man eh nix ändern kann, dann würde ich dir davon abraten, dich länger mit diesen Zeilen zu beschäftigen.

Wenn du so im Stress bist, dass du für Hinterfragen und andersrum Denken gar keine Zeit hast und nur froh bist, dass alles in geordneten Bahnen läuft, dann wäre das Weiterlesen reine Zeitverschwendung.

Wenn du aber jetzt schon beim siebten Wenn angekommen bist und den Text noch immer in Händen hältst, dann könnte das, was jetzt folgt, vielleicht passen.

Wenn du immer schon deine ganz eigenen Gedanken und Sichtweisen zu gewissen Themen hattest, dann könnte dich der Text interessieren.

Wenn du es dir manchmal, trotz schon erwachsen geworden seins, erlaubst, von einer stimmigen, friedlichen und glücklichen Menschheit auf einer gesunden und sich in funktionierenden Kreisläufen bewegendem Erde zu träumen, dann könnte es für dich anregend sein, weiter zu lesen.

Wenn du zu denjenigen gehörst, die es lustvoll finden, immer schon Dagewesenes auf den Kopf zu stellen, oder es in ganz andere Zusammenhänge zu bringen und schauen, was

dabei herauskommt, dann könnten dir die folgenden Seiten sogar Spaß und Vergnügen bereiten.

Wenn es für dich sinnvoll ist, Gegebenheiten und Umständen, die nicht mehr passend sind, einen kleinen Schubs zu geben, damit sie sich bewegen, drehen und neu definieren, dann könnte dieser kurze Text für dich ein lesenswerter sein.

Wenn du Dinge gerne selbst in die Hand nimmst, dann könnte das Lesen dieses Büchleins deine Lust aufs Anpacken und Umsetzen weiter verstärken.

Wenn du mit deinen Gedanken gern auf märchenhafte Reisen gehst, dann ist es sinnvoll weiterzulesen. Dann könnten dich meine Phantasien und Träume anstecken, und du könntest auch Lust darauf bekommen, diese weiter zu tragen.

Das was jetzt folgt, ist eine ganz subjektive Erzählung. Es sind Beschreibungen von alltäglichen Geschehnissen. Sie sind das Biotop, das mein Denken und Beobachten nährt, es entwickeln lässt, es neu und verändert entstehen lässt. Durch scheinbar kleine Veränderungen passiert manchmal grundlegender Wandel. Um diesen Wandel auch wirklich nachvollziehen zu können, versuche ich diese, oft banal wirkenden Begebenheiten, möglichst detailreich, mit all meinen vielen Gedanken und Gefühlen, zu beschreiben.

Klar sind diese meine Überlegungen auch das Produkt vieler, gelesener und gehörter, Gedanken anderer Menschen, auf die ich mich auch beziehe. Aber dieser Text hat keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit.

Ich schreibe von meiner Erfahrung des in Normalitäten verstrickt Werdens, wie sich dadurch bei mir ganz allmählich auch das Haarsträubendste und Dummste als richtig, normal und echt präsentierte. Und ich erzähle von den vielen Zufällen, die mir in relativ kurzer Zeit ins Leben spuckten und mich so zu einem Punkt führten, der mich zum Staunen brachte. Es haben sich neue gedankliche Türen gezeigt, die sich dann auch wirklich öffnen ließen. Dadurch haben sich völlig neue Realitäten ergeben, die zu ganz anderen und besseren Normalitäten wurden. Ein Prozess von Veränderung und Wandel begann.

Mein Text enthält keine neuen Theorien. Das, was eventuell neu oder verändert ist, ist der Blickwinkel auf so manches Bekannte, Vertraute, Selbstverständliche und Normale. Vielleicht ist es vergleichbar mit einem Kochrezept. Man kann aus ein und denselben Zutaten die unterschiedlichsten Speisen zubereiten. Ich versuche zu beschreiben, wie man

aus ein und denselben Rahmenbedingungen die unterschiedlichsten Lebenskonzepte kreieren kann.

Wenn du dich auf mein „Gedanken- und Gefühlsspeisen neu zubereiten“ einlässt, freue ich mich.

Ich verwende in diesem Text durchgängig die weibliche Form, weil ich selbst ein weibliches Wesen bin. So, finde ich, ist er einfach leichter und geschmeidiger zu lesen. Wir alle wissen, dass Menschen aus vielerlei Abstufungen und Grauschattierungen von Geschlecht bestehen und wir sind ja schon sehr geübt darin, alle Geschlechter mitzudenken. Die Brille des Genders hat den Gebrauch von Sprache feinerweise stark erweitert.

WIE MICH DIE VIELEN ZUFÄLLE IN EINEN FAST WERBUNGSFREIEN LEBENSRAUM GESTUPST HABEN.

Als ich vor 16 Jahren das Sommerhaus meiner Großeltern übernahm, in dem ich viele gute Kindertage mit meinem Opa verbracht hatte, war ich schon sehr glücklich. Aber ich wusste nicht, auf welche abenteuerliche Reise mich dieses Haus führen würde, welche besonderen Einsichten und Erfahrungen mir dieser Ort offenbaren würde. Vielleicht vergleichbar mit Aladin und seiner Lampe. Sie hat ihm wahrscheinlich anfänglich auch einfach gut gefallen. Und erst mit der Zeit merkte er, dass es mit dieser Lampe eine besondere Bewandnis hatte.

War ich doch eigentlich immer die, die es liebte, an einem vertrauten Ort zu sein, die es nie in die Fremde zog. Und dann begann mit diesem Haus eine Reise der ganz besonderen Art.

Die ersten Jahre verbrachte ich vor allem die Ferienmonate Juli und August in St. Corona am Schöpfl und genoss das „andere“ Leben. In diesem kleinen Ort im Wienerwald tickt die Zeit anders und ich merkte bald, was es für ein Luxus ist, meine freie Zeit hier zu verbringen. Fast alles, was mir gut tut und mich zufrieden macht, ist an diesem Ort möglich. Das Nähen von Gewand, das Malen meiner Bilder, das Anpflanzen von Gemüse, das Verkochen der geernteten Pflanzen, das Hören meines Lieblingsradiosenders. Einfach zwei Monate nach meinem Rhythmus leben, Projekte dann umsetzen, wann einem danach ist und ruhen und Mittagsschlaferl dann halten, wenn es der Körper braucht. Aber mir war klar: Das ist eben Urlaubszeit und von September bis Juni war dann wieder das echte Leben, in der echten Stadt, im echten Alltag, für das echte Geld, das man ja zum Leben braucht.

Ich war schon immer sehr vernünftig und verantwortungsbewusst, hatte ich damals doch zwei Töchter mit zehn und zwanzig Jahren, die noch Anspruch auf Versorgung und Unterstützung hatten.

So vergingen die Jahre – immer im selben Rhythmus: zehn Monate echtes Leben, zwei Monate anderes, eigenes Traumlandleben. In dieser Zeit lernte ich zufällig einen ziemlich schrägen und faszinierenden Typ kennen, der handwerklich viel drauf hatte und mir die Welt des Bauens, Betonmischens, Maueraufstellens,... eröffnete. Ich war bis dahin gewohnt, mit Holz und den dabei benötigten Maschinen zu arbeiten. Ich konnte Zwischenwände mit Gipskarton aufstellen, aber so richtige Maurerarbeiten waren für mich neu. Unser erster gemeinsamer baulicher Eingriff in das Haus führte zwar zu massiven Beziehungskrisen, aber er ermächtigte mich, selbst Hand an das Haus zu legen. Wie wertvoll dieses Zutrauen war, sollte ich erst viel später begreifen.

Im Jahr 2012 kam wieder ein Zufall ins Spiel. Die Situation an meiner Schule, ein Gymnasium an dem ich fünfzehn äußerst zufriedene und engagierte Jahre verbrachte, änderte sich für mich dramatisch. Innerhalb von vier Monaten war klar: Ich muss da weg, ich halte das so nicht mehr aus. Damals brach für mich eine Welt zusammen. Heute weiß ich, dass ich ohne die massiven Konflikte mit meiner damaligen Vorgesetzten nicht da wäre, wo ich jetzt bin. Diese Stupser des Lebens sind manchmal schon ganz sonderbar.

Ein weiterer Zufall, diesmal in Form eines Standardartikels, brachte die Lösung. Nach dem Lesen des Interviews einer Biochemikerin, die in ihrer Pension aufs Land ziehen wollte, war meine Idee von meinem anderen Leben ganz klar umrissen. Es entstand ganz plötzlich als fix fertiges Bild in meinem Kopf: Ich baue mein Haus weiter um, ziehe dort ein und versuche mich mit meinen Workshops, die ich ja seit Jahren im kleinen Stil machte, selbstständig zu machen. Ich arbeite weiterhin mit Kindern und Jugendlichen, aber eben nach meinem eigenen Konzept und Plan.

Nichts, was in dieser schönen neuen Phantasie – von Plan konnte man zum damaligen Zeitpunkt noch nicht sprechen – vorkam, war neu. Es war schon alles da, es hatte sich alles schon in meinem vorangegangenen Leben entwickelt, es war nur jetzt der richtige Zeitpunkt, es neu zu ordnen und neu zu gewichten. Nach wie vor dieselben Zutaten, aber: neues Ziel, neuer Plan, neue Energie, neue Kraft und dadurch auch eine neue Sicht auf meine Arbeitssituation, die ab jetzt ein Ablaufdatum hatte und dadurch gleich viel erträglicher wurde. Und da ich immer schon eine auf Sicherheit bedachte Frau war, startete ich mein Projekt nicht Hals über Kopf, sondern reichte einmal Sabbatical ein. Noch zwei Jahre in der Schule arbeiten, meine Klasse bis ans Ende der Unterstufe begleiten und mir dann ein Jahr Auszeit finanziert haben. In einem Jahr kann man doch einiges umsetzen.

Ich holte mir auch das Okay meiner Töchter ein – gegen ihren Willen hätte ich mich da sehr schwergetan, mein Experiment zu starten. Hatte es doch auch massive Auswirkungen auf ihr Leben. Aus der finanziell mittelmäßig potenten Mama, die ca. 2000 € netto im Monat zur Verfügung hatte, wurde eine Mama, die mit weniger als der Hälfte leben wollte, um ihre Freiheit, Autonomie und Lebenslust zu verdoppeln. An dieser Stelle sei wieder den Göttinnen, oder dem Zufall, gedankt, dass meine Töchter zwei so wunderbare Menschen sind. Jahrelang haben sie keine Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke bekommen und trotzdem freuen sie sich immer wieder mit mir, dass mein Plan zunehmend Form und Funktion annimmt.

Im Sommer 2015 war es dann soweit. Ich bin aufs Land gezogen, lebe dort nicht nur während der zwei warmen und lauschigen Sommermonate, sondern in allen zwölf des Jahreskreises mit all ihren Eigenheiten, von denen ich damals noch nicht so viel wusste. Im Sommer 2015 stand die letzte der ersten großen Umbauetappen an. Es waren größere Ausbau- und Isolierarbeiten, die sich bis in den November hinein zogen. Ich war täglich

am Sägen, Bohren, Hämmern, Spachteln, Ausmalen,... Die Zeit drängte, bald würde der Winter vor der Tür stehen und das Haus musste bis dahin wieder geschlossen und dicht sein. Ich war damals im Herbst ausschließlich mit Umbauen beschäftigt und bewegte mich von meinem Platzerl nur weg, um in den benachbarten Orten Baumaterial und Werkzeug zu besorgen.

Als ich nach Monaten wieder einmal nach Wien fuhr – beim Knoten Vösendorf von der Autobahn abfuhr und den Weg über die Triesterstraße in den fünften Bezirk einschlug – erschlug mich die Wahlplakatallee förmlich. Ich war total irritiert, doch wusste ich zu Beginn nicht warum. Klar, am 11. Oktober 2015 wurde in Wien gewählt und dass es davor viele Plakate gab, war ja eigentlich nichts Besonderes. Erst nach und nach verstand ich, was an dieser Situation das eigentlich Besondere war. Es war nicht außergewöhnlich, dass vor Wahlen Plakate an der Triesterstraße aufgereiht waren, das Besondere war, dass es mir aufgefallen war! In meinem kleinen Ort im Wienerwald gibt es so gut wie keine Plakate, für Wienwahlen schon gar nicht. Ich habe etwas gespürt, das man nur spüren kann, wenn der eigene Alltag einer in der Natur und nicht in der Bilderflut ist: die Belästigung, die Aufdringlichkeit, die Penetration, die diese vielen Bilder ausüben. Wahlplakate sind wahrscheinlich Plakate der ganz besonders aufdringlichen Sorte. Aber auch die, die mir Botschaften wollen, welchen Schokoriegel ich essen mag, oder welches Frühstück mich glücklich macht oder in welchem BH ich mich sexy fühle, sind eigentlich nicht etwas, das man braucht. Ich war richtig angewidert von diesen Plakaten. Es war ein innerliches Erdbeben.

Ich bin in der Stadt aufgewachsen und habe 47 Jahre lang wirklich gerne in Wien gelebt. Bis dahin hätte ich jedem, der mir etwas von Belästigung und Beeinflussung von Plakaten erzählt hätte, als übertrieben und übersensibel bezeichnet. Sie sind mir 47 Jahre lang nicht aufgefallen, sie gehören einfach zur Stadt. Ich konnte nicht einmal sagen, dass ich mich daran gewöhnt hatte, weil um sich an etwas zu gewöhnen, muss man es ja zuerst einmal wahrgenommen haben.

Ab dieser so kleinen, so banalen und doch so intensiven Zufälligkeit, die mir viel mehr als das Wissen, dass Werbung Beeinflussung (no na ned) brachte, nämlich das Spüren dieses Einflusses, betrachtete ich mein neues Leben und stellte gleich wieder etwas ganz Erstaunliches fest: Ich lebe werbungsfrei.

In St. Corona werden keine Plakate affiziert. Ich höre fast den ganzen Tag Ö1 - diesen Luxus kann ich mir leisten, weil ich ja keiner außerhäuslichen Tätigkeit nachgehe und fast alles, was ich tun möchte und sollte, bei mir daheim zu erledigen ist. Ich liebe diesen Sender, weil ich so viel Nahrung für mein Hirn daraus beziehe, und er ist der einzige, der keine Werbung hat. Ich habe keinen Fernseher, den habe ich schon in Wien nicht mehr

ausgehalten. Ich lese keine Zeitung in Papierform, da ich mich von meinem Radioprogramm wohl informiert fühle. Wenn ich Lust habe, etwas genauer nachzulesen, kann ich das in meinem Standard-Online Abo oder auf ORF-online. Und auf meinem Postkasten hält mir das zauberhafte Pickerl die aufdringlichen und papierverschwendenden Prospekte vom Leib.

Ich bin ihnen entkommen – sie bekommen mich nicht – und das alles durch kleine Zufälle, die aber große Auswirkungen haben.

Das alles war nicht geplant. Ich hätte das ja auch gar nicht planen können! Man kann nicht die Befreiung von etwas planen, wenn man gar nicht weiß, oder besser gesagt nicht spürt¹, dass es einen gefangen hält.

Kritisches Lesen und Diskutieren über die Beeinflussung von Werbung steht ja schon in der Unterstufe im Deutschlehrplan. Das Programm haben wir also alle absolviert und verstanden. Aber dieses darüber Lesen, Reden und Diskutieren nutzt wenig, weil eben lesen, reden und diskutieren nur ein Teil des Erfahrens ist.

Ein Freund von mir - er lebt noch viel konsumbefreiter als ich - füllt schon seit Jahren die wenigen Produkte, die er kauft, in neutrale Gläser um, um sich nicht den beeinflussenden Verpackungen auszusetzen. Früher betrachtete ich das als übertrieben, musste aber zugeben, dass in seiner Küche eine ganz eigene Ästhetik entstand. Heute verstehe ich vollkommen, warum er das tut.

Was für ein gedankliches Experiment wäre es, sich vorzustellen, wie ein Supermarkt ausschauen würde, der seine Produkte allesamt in neutralen Gläsern und Kartons, die ausschließlich die Fakten wie Inhalt, Gewicht und Inhaltsstoffe, präsentieren würde.

Manchmal kapiert man Dinge nicht dadurch, dass sie da sind, sondern erst dadurch, dass sie weg sind.

Ich war ziemlich fasziniert, was es da alles Neues zu entdecken und wahrzunehmen gab in diesem meinem neuen Leben. Dachte ich doch einfach aufs Land gezogen zu sein – weit gefehlt. Es eröffneten sich mir Dinge und Zusammenhänge, die für mich völlig überraschend waren und mit der Zeit merkte ich, dass sich in meinem Leben so eine bewusste Aufmerksamkeit für alle diese neuen Einsichten und Beobachtungen einstellte. Ich erlebte noch viele zufällige Begebenheiten mit massivem Veränderungscharakter.

¹ Ich schreibe so viel über das Spüren, weil es die notwendige Komponente von Erfahrung ist, die nur gemeinsam mit dem Verstehen zu wirklichem Begreifen führt. Spüren alleine und Verstehen alleine bringen nicht die notwendigen Einsichten und Klarheiten, die Voraussetzung für Veränderung sind.

Da mein Vorhaben, das Haus in St. Corona so umzubauen, dass es zu einem Ort des lustvollen, handwerklichen Tuns für Kinder, Jugendliche und Erwachsene wird, ja einiges an Geld benötigte, beschloss ich, ab 2012 eisern zu sparen. So begann ich schon in Wien damit, mein Brot selbst zu backen, mein Joghurt selbst zu machen und mir einmal pro Woche einen Aufstrich zu rühren. Wurst und Käse waren Geschichte. Das hatte nicht nur den Effekt, dass man sich mit dieser selbst erzeugten Grundausstattung viele Wege in den Supermarkt – und somit Kaufverlockungen – erspart, man ändert auch seinen Geschmack. Und irgendwann findet man das billige Schwammbrötchen nicht mehr wirklich gut und die zehn unterschiedlich aromatisierten Gervaisorten einfach nur langweilig. So habe ich wieder ganz unvorhergesehen etwas erfahren, nach dem ich gar nicht suchte. Eigentlich wollte ich nur Geld sparen. Mein stures Vorhaben, den Weg „ich will in Corona leben und dort selbstständig arbeiten“ einzuschlagen, hat mir als Nebeneffekt offenbart, wie gut mein Brot, mein Joghurt und meine selbst gemachten Aufstriche schmecken können. Ich stolperte in einem Artikel über das Buch „Chemie im Essen“ von Hans-Ulrich Grimm² und besorgte es mir. Das, was ich da drin las, gab meinem günstigen „Selbermachen“-Trip noch einen zweiten, gewichtigen Beweggrund ihn weiter zu praktizieren.

Was da so alles in den fertigen Speisen drin ist, will sich eigentlich bewusst niemand einverleiben. Da ich aber viel Energie in den Aufbau meines Selbstständigseins steckte, kochte ich gleich für ein paar Tage vor. Es war nicht mein Plan, mein neues Leben mit stundenlangem Kochen zu verbringen, aber ich wollte gut und günstig essen.

Ab dem Jahr 2016 galt meine ganze Energie und Aufmerksamkeit dem Organisieren meiner Kurse und Werkwochen – so hießen diese Wochen schon seit 2006. Planungen von Flyern und Website, Ideen spinnen und verwerfen, sich mit Freundinnen austauschen, auf eigene Erfahrungen zurückgreifen und viel Ausprobieren standen auf meinen Tagesplänen. Und ich bemerkte, wie unheimlich gut es ist, das alles selbst tun und entscheiden zu können. Niemand mehr, der meint, über dir zu stehen und deshalb das Recht hat, dir völlig unnötige, sinnlose, energie- und kraftraubende Dinge anzuschaffen. Ich tat das alles mit einer Lust und alles, was ich tat, hatte Sinn. Manches, das sich als falsch herausstellte, ließ ich dann sein, aber vieles erwies sich als richtig. So entwickelte sich ein völlig neuer Alltag.

Also ich plante, wie ich es gut fand, ich aß, was ich gut fand, ich setzte das um, was ich als gut und richtig empfand und das alles in der werbungsfreien Welt, in die ich durch Zufall geraten war. Eine Welt, die mir so viel Neues und Zauberhaftes offenbarte. Ich ging auf

² Hans-Ulrich Grimm, Chemie im Essen. Lebensmittel-Zusatzstoffe. Wie sie wirken, warum sie schaden. Verlag Knauer, München 2013

Entdeckungsreise und hatte die Zeit, all diese viele neuen Eindrücke auch wahrzunehmen – ja viel mehr noch, ich konnte sie ganz bewusst betrachten, mich drüber wundern, versuchen sie zu verstehen und darüber staunen. So staunte ich z. B. sehr darüber, dass Wünsche in mir, aus mir heraus, einfach so auftauchten. Nicht durch einen Impuls von außen, eine Vorgabe oder ein Bild. Auch nicht durch ein darüber Nachdenken. Sie konnten entstehen, weil leerer Raum und Zeit da war. Raum um mich herum, Raum in meinen Gedanken, Raum in meiner Seele, Raum als gute und lebendige Leere, Weite und Stille. Und wieder hatte ich das Gefühl, in etwas völlig Neues geraten zu sein. Bis jetzt war mein Handeln und Tun im Takt der Schule, im Takt meiner Kinder, im Takt der Supermärkte und der Werbung. Das alles beeinflusste nicht nur mein Handeln, sondern auch meine Wünsche, mein Denken, mein Planen – mich als Ganzes.

In dieser ganz anderen Umgebung entdeckte ich vieles wieder, was früher mal eine Sehnsucht oder ein Traum von mir war, ich entdeckte alte Wesenszüge an mir wieder, ich wurde mir wieder meiner Kraft und Sturheit als ziemlich brauchbare Eigenschaften bewusst – und da Raum da war, konnte ich all diesem wieder neu Erwachtem Raum geben.

Ich begann, meine Ideen spontan umzusetzen, auszuprobieren, zu experimentieren. Ich frönte wieder meiner handwerklichen Lust. Und ich bekam nicht mehr Gusto auf Mars, Snickers oder Ballisto, sondern auf Süßes. Das mag jetzt vielleicht banal klingen, zeigt aber doch sehr anschaulich, wie gelenkt eigene Wünsche durch die Werbung sind. Da erst merkte ich, wie stark diese Bilder von außen auf mich wirken. Bevor sich noch ein unkonkreter zarter Gusto in dir breit machen kann, sind diese penetranten Bilder auch schon zur Stelle. Und du glaubst dann auch wirklich, dass du jetzt Gusto auf ein Mars hast.

Als Gedankenbild würde ich diese Erfahrung so beschreiben: Ich bin ein Kreis. Viele Farben, Töne, Bilder und Reize prasseln von außen auf mich ein. Sie lagern sich an meiner Oberfläche ab und bestimmen immer mehr mein Handeln. Meine ganze Energie und Aufmerksamkeit sind mit der Auseinandersetzung und Verarbeitung dieser äußeren Einflüsse beschäftigt. Es bleibt nur noch wenig übrig, sich dem Innen des Kreises, meinem Selbst, meinem Ich, meinen Wünschen und Träumen zu widmen. Durch das Vernachlässigen des in mir Drinnens entsteht Leere. Je leerer das Innen wird, umso wirkungsvoller werden die Reize von außen. Es ist ein sich beschleunigender Kreislauf, der durch Überlastung in vielen Bereichen noch schneller vorangetrieben wird. Ein starker Veränderungsprozess entsteht. So stark, dass aus meinem ursprünglichen Kreis ein Quadrat oder gar ein Dreieck wird. Ich bemerke die Veränderung zwar, aber ich interpretiere sie falsch. Ich glaube, dass das Leben halt so ist, dass das ja alle so tun, dass ich jetzt eben erwachsen und vernünftig geworden bin. Ich glaube, dass diese

Veränderung meine eigene Entwicklung ist, dass das „echte“ Leben halt so ist. Ich nehme es zur Kenntnis, ich nehme es hin. Sich ewig gegen etwas aufzulehnen, macht ja nur Frust.

Ich bin damals in eine Lebenssituation geraten, in der diese vielen Farben, Töne, Bilder und Reize weniger wurden und ich plötzlich wieder etwas wahrnahm, was nicht von außen, sondern von innen tönte. Mit dem weniger Werden der Reize von außen wurde das in mir Klingende wieder hörbarer. Und je mehr ich hinzuhörte, umso deutlicher wurde es. Diesmal war es ein sich positiv verstärkender Kreislauf. Ich war erstaunt, ich wurde wachsam und freute mich, was da alles zum Vorschein kam. Eigene Ideen, meine Sehnsüchte und teilweise – und das machte mich besonders glücklich – ganz alte, verloren geglaubte Wünsche. Wünsche, Phantasien und Vorstellungen der „kleinen“ Sissi. So, als ob man ein Fotoalbum öffnet, das einem Bilder aus der Vergangenheit zeigt, die man schon ganz vergessen hatte. Aber in dem Moment des Betrachtens weiß man, dass das früher mal war, dass es gut war und dass manches eigentlich auch heute noch stimmt. Und da merkte ich, dass diese Veränderung nicht meine Entwicklung war, dass sie nichts mit erwachsen oder vernünftig werden zu tun hat. Ich habe jetzt Kraft und Energie, Raum und Zeit, mich meinem Innen zu widmen, mein Handeln und meine Form wieder neu zu auszuloten, drauf zu kommen, dass ich doch ein Kreis war.

Mittlerweile hat dieses Innenleben an Kraft und Stabilität gewonnen. Und trotzdem gibt es noch Momente, in denen diese vielen Bilder, Vorgaben, Normen und Regeln von außen sich wichtigmachen und über mich drüber fahren wollen. Aber ich merke es immer früher und immer öfter.

Und vor allem merke ich, wie gut es mir dabei geht, wenn so stimmige und zu mir passende Impulse und Ideen auftauchen und ich sie nicht auf irgendwann einmal verschiebe, sondern sie hier und jetzt umsetze, ausprobiere. Und mit jedem nachgegangenen Impuls von innen kann ich zuversichtlicher den nächsten wahrnehmen und mich über gewagtere Experimente trauen. Nur ein gut und bewusst gefülltes Innen hat Festigkeit und kann Widerstand leisten.

Ich zähle mich ja nicht zu den mutigen Draufgängerinnen und ich bin auch keine Revoluzzerin, sondern eigentlich sehr auf Sicherheit bedacht. Sicherheit in dem Sinn, dass ich mich, bei dem was ich tue, sicher fühlen möchte. So habe ich immer nur kleine Schritte der Veränderung gemacht. Sobald dieser vertraut war, sich die Änderung gut und alltäglich angefühlt hat, konnte ich den nächsten setzen. Immer mit dem Wissen – falls er doch nicht richtig war, gehe ich einfach wieder einen zurück. Was mir sicher geholfen hat, war eine Portion Sturheit – und natürlich der Zufall. Und irgendwann stellte sich eine gewisse Routine beim Schritte setzen ein.

Ja, vielleicht macht man die großen Veränderungen besser mit kleinen Schritten? Und lässt sich dabei so viel Zeit, dass man auch alles andere, das sich automatisch mitverändert, wahrnimmt.

Sanftes Normalitäten Verschieben kann macht- und wirkungsvoll sein. Und nur wenn eine Neugestaltung gute Normalität geworden ist, ist sie auch dauerhaft lebbar. Radikale Veränderungen, die mit Anstrengung, Aufwand, Überwindung, Dreinschlagen und Ausmerzen, oder Verzicht ins Leben geholt werden müssen, kann man nicht lange durchhalten. Vor allem, wenn man einfach ein gutes Leben leben möchte.

Ich mag Routine, ich mag Alltägliches, ich mag Wiederholungen, ich mag Vorhersehbares – wenn es gut ist. Wenn es zu mir passt. Wenn es die Routine ist, die ich gewählt habe. Wenn es mein Leben umschmeichelt, wenn es mich stützt und stärkt und mich nicht zu etwas zwingt, das ich nicht möchte. Diese gewohnten, guten und mich stärkenden Wiederholungen sind der Rahmen für meine Spontanität und Experimentierfreude. Aus der Sicherheit und Ruhe der Routine kann ich klar, dosiert und selbstbestimmt ausprobieren und erforschen.

Ich finde es noch immer sehr faszinierend, wie sich so manche Gedanken und Stehsätze meines Lebens, die ich fast als Naturgesetze hin nahm, fast in ihr Gegenteil verkehrt haben.

So präsentieren sich z. B. die Begriffe Arbeit und Fleiß in einem ganz anderen Licht.

GEDANKEN ZUM BEGRIFF ARBEIT

September 2015 – der erste Monat meines angesparten Auszeitjahres. Ich bin nicht in der Schule, sondern versuche, weiter an der Basis meines Werkloochenprojektes zu bauen.

Isoliermaterial und Gipskartonplatten sind gerade von einem LKW in meinem Garten abgeladen worden und ich mache mich daran, diese Baustoffe ins Haus zu schaffen. Ein Mann aus dem Ort spaziert die Straße entlang. In so einem kleinen Ort wird alles registriert, was neu ist, anders ist, oder nicht so ist wie es immer war. Dass ich im September noch in meinem Haus am Land anzutreffen bin, ist anders. Gerade einen Pinkel Steinwolle im Ausmaß von 60x60x100 cm schleppend, werde ich von ihm gefragt: „Muaßt goa ned oabeitn?“ und schnell antworte ich ihm, dass ich nicht arbeiten muss, weil ich im Sabbatical bin und deswegen dieses Schuljahr frei habe und dass ich mir das eh alles selbst angespart habe. Es erscheint mir wichtig, das alles zu erklären, damit ich nicht als Schmarotzerin erscheine. Das, so denke ich, kommt nicht gut an im Wienerwald. Es folgt die übliche, ein bisschen mühsame Erklärung: Ich habe auf Teile des Lohns verzichtet, damit ich dann, wenn ich frei habe, von diesem angesparten Lohn leben kann. Und schnell füge ich noch hinzu, dass das eigentlich alle Arbeitnehmerinnen machen könnten, wenn die Arbeitgeberinnen zustimmen, also kein Privileg von Lehrerinnen ist. Ganz geheuer scheint dem Herrn aus dem Ort das alles trotzdem nicht zu sein, dass man einfach ein Jahr lang nicht arbeiten gehen muss. Er verabschiedet sich und spaziert weiter, ich nehme meinen Pinkel wieder auf und trage ihn ins Haus – er ist nicht schwer, aber groß und dadurch nicht so leicht zu packen. Während ich ihn so trage, tut sich in mir die Frage auf: „Sissi, was tust du eigentlich gerade?“ Ich isoliere das Zimmer unter dem Dach, das mein zukünftiges Atelier werden soll. Dazu trage ich das dafür notwendige Material ins Haus. Ist das jetzt Arbeit, oder nicht?

Ich weiß schon – die Erkenntnis dieser Widersprüchlichkeit ist keine neue, aber diese kurze Begebenheit hat diese absurde Situation des heutigen Arbeitsbegriffs wieder einmal so schön auf den Punkt gebracht. Ich konnte durch das selbst Erleben so gut die vielen Facetten dieser Absurdität spüren. Konrad Paul Liessmann beschreibt das gleiche Phänomen von Arbeit und deren Anerkennung in einer Radiosendung mit folgenden Worten: *„Hausfrauentätigkeit ist nicht anerkannt. Wenn jetzt eine Frau das, was sie zu Hause macht, als industrielle Arbeit macht – sie kocht nicht zu Hause, sie kocht in einem Restaurant, sie schaut nicht auf ihre eigenen Kinder, sondern auf eine Kindergruppe in einem Kindergarten – dann macht sie ordentliche Arbeit. Sie macht zwar dasselbe wie zu Hause, aber es ist entlohnt, jetzt ist es in einem Arbeitsverhältnis, jetzt gilt es als*

*Erwerbsarbeit. Und deshalb bekommt sie auch die Anerkennung, die sie – würde sie es im privaten Kontext machen – nicht bekommt.*¹³

Durch dieses, es gerade selbst erlebt haben – und vor allem durch meine, im voraus-eilenden Gehorsam schnell dargebrachte Rechtfertigung, die mich im Nachhinein besonders ärgerte und mir zeigte, wie viel Macht diese Gesellschaftsmeinung hat und wie durchdrungen ich davon bin, obwohl ich sie als komplett falsch einschätze – haben sich gleich wieder viele weitere Irritationen und Gedankenansätze aufgetan.

Arbeit wird also nicht darüber definiert, ob du dich körperlich anstrengst.

Arbeit wird auch nicht darüber definiert, ob du viel oder wenig Zeit damit verbringst.

Arbeit wird nicht darüber definiert, ob es sinnvoll ist.

Arbeit wird nicht darüber definiert, ob es dir selbst etwas bedeutet.

Arbeit wird nicht darüber definiert, ob es dir, einer Gemeinschaft, oder der Gesellschaft ganz allgemein gut tut, eine Verbesserung oder einen Nutzen bringt.

Arbeit wird nicht darüber definiert, ob du fleißig bist oder nicht.

Und Arbeit wird auch nicht darüber definiert, ob es dich befriedigt oder dich glücklich macht.

Arbeit – so wie wir diesen Begriff heute in Gesprächen, in Zeitungen, in den Nachrichten, im Wirtshaus verwenden – ist einzig und allein darüber definiert, ob wir für etwas Geld beziehen. Und dieses Etwas kann sehr unterschiedlich sein. Ich weiß schon, dass es in Fachkreisen sehr wohl verschiedene Begriffe für Arbeit gibt. Aber so lange diese nur in einem kleinen Kreis verwendet werden, sind sie für eine allgemeine Betrachtung nicht geeignet. Die Unterscheidung von Erwerbsarbeit, eben die Arbeit, für die ich Geld bekomme und unbezahlte Arbeit – das was vor allem Frauen für Familie leisten – kennen wir schon, aber diese Unterscheidung macht es – für mich zumindest – nicht klarer oder nachvollziehbarer oder stimmiger oder weniger absurd, solange damit eine eindeutige Auf- bzw. Abwertung verbunden ist. Es ist für mich eher wie eine nicht geglückte Korrektur eines verquerten Begriffes.

Ich möchte diese Absurdität jetzt noch ein bisschen weiter spinnen.

Wenn eine andere Person das Isoliermaterial für mich in mein Haus trägt und dafür Geld bekommt, dann ist das, was sie tut, Arbeit.

³ Ö1 Sendung Passagen vom 20. 11. 2017, Konrad Paul Liessmann mit Michael Kerbler über den Begriff Arbeit. Minute 32ff.

Wenn jemand vor dem Computer sitzt und etwas schreibt oder liest und dafür Geld bekommt, dann ist das, was er tut, Arbeit.

Wenn jemand acht Stunden in einem Büro sitzt und Geld dafür bekommt, egal was er in diesen acht Stunden tut, so ist das Arbeit.

Wenn jemand Aktien einkauft und verkauft und damit Geld verdient, so ist das Arbeit.

Wenn jemand mit Hilfe eines Computerprogramms Aktien ein- und verkauft, unter Umständen damit für so mancher Leute Armut verantwortlich ist, ist das Arbeit. (Wem gehört dann eigentlich das Geld? Dem Menschen oder dem Computerprogramm?)

Wenn jemand dafür sorgt, dass Menschen weniger verdienen und dadurch der Gewinn eines Unternehmens gesteigert wird und er dafür Geld bekommt, dann ist das, was er tut, arbeiten.

Wenn eine Zwischenhändlerin auf eine Million billiger T-Shirts je einen Cent draufschlägt, ist das Arbeit, weil sie dafür 10000 € bekommt.

Wenn jemand Produkte, die menschenwürdig und erdzerstörend hergestellt werden, verkauft und sich dabei vielleicht auch gar nicht wohl fühlt, dann arbeitet er auch, wenn er für dieses Verkaufen Geld bekommt, obwohl er weder sich selbst, noch der Gesellschaft, noch der Umwelt damit irgendeinen Vorteil bringt.

Also, wenn jemand Geld für etwas bekommt, dann bekommt er Anerkennung – fast egal was er tut, um Geld zu bekommen. Und damit sind Menschen, die Geld haben, anerkannt, Menschen, die keines haben, nicht. Und Menschen, die ganz viel Geld haben, dienen heute vielen als Vorbild und als Identifikationsfigur – wo es in ihrem Leben hingehen soll.

Wenn ich nach all diesen Überlegungen auch noch darauf achte, wer etwas zum Wohle der Menschheit und der Zukunft dieser Erde tut, dann verkehrt sich überhaupt so manches ins Gegenteil, dann stellt sich so einiges auf den Kopf. Dann ist jeder hochaktive Manager, der dreimal im Monat zu irgendwelchen Meetings fliegt, um ein x-beliebiges Produkt weltweit zu verkaufen, ein Taugenichts. Seine Tätigkeiten taugen nämlich gar nichts, um das Leben besser oder die Erde weniger kaputt zu machen. Da taugt jeder Bettler und jede Sandlerin mehr, denn sie verbrauchen nicht die Energie und Ressourcen der zukünftigen Generationen. Deshalb gebe ich ihnen mit Freude und Dankbarkeit einen Euro – sie haben es sich redlich verdient.

Dieses Geld bekommen, dieses Verdienen, diese monetäre Anerkennung, erzeugt einfach sehr seltsame Werte, legitimiert absonderliche Zustände und verändert so, langsam aber stetig, das, was wir eigentlich als gut und schlecht beurteilen. Dieses Geld bekommen hat sich als Vorgabe und Maßstab so verselbstständigt, dass es völlig nebensächlich geworden ist, welche Auswirkungen es auf die Mitmenschen, die Umwelt, die Kinderseelen, auf Gesundheit, ... hat. Wenn jemand durch den Verkauf von Energydrinks reich wird, ist er ein

geachteter Mann. Dass damit ein enormer volkswirtschaftlicher Schaden, sowohl für Gesundheit als auch Umwelt entsteht, ist egal.

Deshalb möchte ich den Begriff Arbeit nicht mehr verwenden. Die Begriffe Arbeit, Job und Leistung mögen vielleicht früher ihre Berechtigung gehabt haben, mögen viel früher möglicherweise noch etwas Ehrenwertes gewesen sein, das Respekt und Anerkennung verdient, aber heute haben sie diesen Sinn verloren. Ich glaube, dass man da historisch weit zurückdenken muss, um in einer Epoche zu landen, in der Arbeit, Leistung und adäquate Anerkennung noch stimmig waren.

In diesem Sinn: Ich arbeite nicht. Ich... bin tätig? Wahrscheinlich wäre es wohl – „ich lebe“. Ich habe noch keinen guten, neuen und wirklich klaren Begriff dafür gefunden. Konrad Paul Liessmann beschreibt es mit einem sehr schönem Satz: *„Energie und Kraft in etwas, in eine Materie, oder in eine Idee stecken.“*⁴ Das trifft das, was ich tue, eigentlich sehr gut. Es ist aber einfach zu lang, und die Begriffe Energie und Kraft würde ich noch um Liebe, Begeisterung, Lust und Überzeugung erweitern. Dann würde es erst recht kompliziert werden, deshalb bleibe ich einfach bei:

Ich bin tätig.

Um dieses mein Tätig sein besser nachvollziehen zu können, lade ich zu einem gedanklichen Spaziergang in meinen Alltag ein. Wobei dieser mein Alltag je nach Jahreszeit ein anderer ist.

Die Natur mit ihren Jahreszeiten und sonstigen Ausformungen, der Garten und mein Haus bilden den Rahmen und geben die Struktur vor. Jetzt könnte man einwenden, dass das ja auch eine gewisse Art von Fremdbestimmtheit von außen ist, dass ich täglich Zeit damit verbringe, die Öfen anzuheizen, um mich der Kälte zu widersetzen, oder im Frühling Samen in die Erde zu stecken, um im Sommer und Herbst mein Gemüse zu ernten. Ja – das mag schon stimmen, aber es spürt sich für mich einfach nicht so an. Das sind keine Vorgaben, die sich eng oder dumm anfühlen. Sie stimmen. Wahrscheinlich, weil ich die Natur einfach als Autorität akzeptiere. Vielleicht könnte man sagen, dass sie die einzige, klarste und stärkste Autorität überhaupt für mich ist. Sie muss sich keine Autorität verschaffen, sie ist Autorität. Sie muss sich nicht erklären. Sie muss nicht argumentieren. Winter ist kalt. Sommer ist warm. Sich dagegen aufzulehnen würde mir nicht einfallen, würde mir sogar als ziemlich seltsam vorkommen. Natur ist so eine grundlegende, verlässliche und stabile Basis, auf der alles aufbaut. Alles, was ich auf diese Basis draufsetze,

⁴ Ö1 Sendung Passagen vom 20. 11. 2017, Konrad Paul Liessmann mit Michael Kerbler über den Begriff Arbeit.

ist wieder verrückbar und veränderbar. Aber die Basis bleibt als stabiler Rahmen. Und diese Stabilität hat auch etwas mich Stärkendes, mich Beschützendes, mich Begleitendes.

Auch das habe ich erst bemerkt, nachdem ich aufs Land gezogen bin. In der Stadt, in einer Wohnung innerhalb des Gürtels mit Gasetagenheizung, bekommt man von Natur wenig mit. In meinem damals „echten“ Leben bemerkte ich nicht viel von Sommer oder Winter. Das waren Randerscheinungen, die zu manchen Widrigkeiten oder Annehmlichkeiten führten. Das, was mich im „echten“ Leben in der Stadt bestimmte, war nicht die Natur, das war mein Arbeitsplatz. Das Unterrichten an einer öffentlichen Schule gab den Rahmen vor, den Takt in meinem Leben an, gab die Zeit vor, wann ich aufstehen musste, wann ich aß, wann ich aufs Klo gehen konnte und wann ich mich ins Bett legen konnte. Und natürlich – was ich den ganzen Tag zu tun hatte und wann ich Zeit hatte, mit meinen eigenen Kindern zu reden, zu lachen, zu streiten oder zu spielen. Ob ich vielleicht zu einer anderen Zeit Hunger verspürte, müde war, aufs Klo musste, oder gerne etwas anderes getan hätte, war nicht relevant. Ja, ich wäre nicht auf die Idee gekommen, mich das überhaupt zu fragen.

Heute bestimme ich, mein von mir gemachter Plan, meine Tagesverfassung und die Jahreszeit, was an so einem Tag, einer Woche, oder einem Monat passieren soll.

Es hat sich eine Grundstruktur ergeben, die von den Jahreszeiten, meinen Bedürfnissen und Vorlieben und meinen Werkangeboten geprägt ist. Sie ist nicht am „Reißbrett“ geplant worden. Klar hat es schon so grobe Vorstellungen gegeben, aber die Feinheiten konnten sich einfach entwickeln, während ich an diesem Platz tätig war und lebte. Dadurch sind diese Strukturen für mich auch so stimmig. Sie schränken mich nicht ein oder zwingen mir etwas auf. Und wenn sich das eine oder andere als nicht mehr passend herausstellen sollte, so werde ich meine Strukturen so abändern, dass sie sich wieder stimmig anspüren.

Jetzt hat mein Jahr im Groben drei Widmungen.

Vier Monate des Jahres – Jänner, Februar, März und September – sind mir gewidmet. Meinem Gestalten, meinen Gedanken, meinem Regenerieren, meiner Lust, Dinge auszuprobieren, meinem immer wieder das finden und neu entdecken, was mich ausmacht. Ein Drittel des Jahres widme ich mir selbst.

An sechs Monaten im Jahr – April, Mai, Juni, Oktober, November und Dezember – gibt es eine klarere Zielgerichtetheit. Die Vorbereitungen für den Werkwochensommer, in dem viele Kinder und Jugendliche eine Woche bei mir verbringen, müssen erledigt werden, und je nachdem wie viele Gäste in dieser Zeit an den Wochenenden kommen, müssen auch diese geplant und durchgeführt werden. Aber in diesen sechs Monaten kann ich an mehr

als der Hälfte der Tage meine, für mich passende, Planung erstellen. Wenn also eine Tätigkeit nach einer gewissen Zeit fad wird, kann ich damit aufhören und mit etwas anderem beginnen. Oder ich kann eine Runde spazieren gehen oder einfach ein kurzes Schlaferl einlegen. Am Ende muss alles organisiert und fertig sein, aber den Ablauf und den Weg dorthin gestalte ich mir selbst. Kein Arbeitsplatz, keine Chefin, kein seltsames System, das von Menschen vor allem verlangt, sich einzufügen, bestimmen meine Tage, Wochen und Monate.

Zwei Monate des Jahres – Juli und August – sind den vielen Kindern und Jugendlichen gewidmet, die bei mir ihre Werkwochen verbringen. Da ist meine Tagesstruktur fast ausschließlich an den Bedürfnissen dieser Kinder orientiert. Und auch da spürt sich das Anpassen an Bedürfnisse von Menschen viel stimmiger an, als das Anpassen an Vorgaben eines Systems, das ich wenig mitgestalten konnte, ja zunehmend die Mitgestaltung verhinderte. Und auch wenn ich in diesen sieben Wochen im Sommer meine Bedürfnisse ganz weit nach hinten stelle, so kann ich trotzdem trinken, essen und aufs Klo gehen, wann ich es für passend finde.

Ich möchte mit den Wochen im Sommer beginnen und dann auf die anderen Tätigkeitsvarianten eingehen.

MEIN „WERKLWOCHEN-TÄTIG SEIN“

Wiedermal war es eine Lebenskrise, die mich überhaupt auf die Spur zu diesen Wochen brachte. 2004 hatten ich und mein damaliger Partner das Corona-Haus gemeinsam übernommen. Ein Jahr später trennten wir uns und ich wusste nicht so genau, ob ich das finanziell alleine schaffe.

Meine jüngere Tochter Rosa war gerade in der vierten Klasse Volksschule, in der Freien Schule Hofmühlgasse, einer elternverwalteten Alternativschule. Ihre zehn Klassenkolleginnen kamen, um Teile des Abschlussfilmes zu drehen. Elf Kinder waren drei Tage bei mir. Sie schliefen mit ihren Schlafsäcken auf Matratzen im großen Zimmer, ich bekochte und versorgte sie, und die Lehrerinnen organisierten den Dreh. Es war eine ganz besondere Atmosphäre und es spürte sich einfach gut und stimmig an. Die Kinder waren im Wald und Bach unterwegs, genossen das Miteinandersein, genossen, dass alle gemeinsam in einem Raum schlafen, genossen das an ihrem Film weiter tun. Und ich durfte feststellen: ich genoss es ebenfalls, diesen guten Rahmen für ihr Tun bereit zu stellen.

In diesen drei Tagen war sehr klar zu spüren, was für ein guter Ort dieses Haus, mit dem Garten, dem Bach und dem Wald dahinter, für Kinder war. Und da tauchte dann die Lösung

für meine finanziellen Ängste, auch damals, als fixfertiges Bild in mir auf: Ich organisiere im Sommer zwei Wochen, an denen Kinder zu mir kommen können. Sie können bei mir Natur erleben, Geheimnisse in Bach und Wald entdecken und, wenn sie wollen, sich vielseitig handwerklich betätigen. Damit müsste ich den Großteil meiner Fixkosten herinnen haben und kann die restlichen sieben Wochen der Sommerferien weiterhin mein Haus genießen. So kam es, dass 2006 die erste Werkwoche startete. Es kamen viele Kinder aus der Hofmühlgasse und auch Rosa war die ersten Jahre immer mit von der Partie. So war diese Ferienwoche auch für sie eine besondere Woche. Ich war so froh darüber, dass diese Idee zu mir gekommen war.

Ich organisierte das Essen, plante ein abwechslungsreiches handwerkliches Programm und richtete im Haus alles so her, dass Essen, Schlafen, Werken und gutes Ferienleben darin stattfinden konnten. Damals war mir das nicht so bewusst – aber es war das erste Mal, dass ich einen Alltag mit Kindern selbst organisierte, mir selbst den Rahmen dafür überlegte, die Zeit, das Tempo, das Material und vor allem den Freiraum selbst bestimmte. Und wenn mir jemand vorausgesagt hätte, wie weit ich dieses „selbst bestimmt“ treiben würde – ich hätte ihm damals schlicht nicht geglaubt.

Die erste Woche war ein Erfolg und im nächsten Jahr machte ich zwei davon. Was ich schon damals bemerkte war, wie besonders es war, mit Kindern in diesem freien Rahmen handwerklich tätig zu sein. Bis jetzt kannte ich ja nur das Unterrichten in der öffentlichen Schule und das in der doch wesentlich freieren Alternativschule. Aber das Leben und Werken mit Kindern im Sommer in meinem Haus spürte sich ganz anders an. Es ging in erster Linie um uns – um die Kinder und mich. Das Ziel war es, gemeinsam eine gute Ferienwoche zu verbringen. Wir werkten so lange, wie es passte. Wir aßen dann, wenn der Hunger da war. Die Kinder spielten dann, wenn das Werken zu Ende war, oder sie Abwechslung durch Spielen brauchten, um wieder mit neuer Energie weiter zu werkn. Und auch was sie spielten, bestimmten sie selbst.

Die elf Menschen und ihre Befindlichkeiten, Vorstellungen und Ziele gaben diesen Wochen die Struktur. Ein Ziel von mir ist es, die Werkstücke zu guten Lösungen zu bringen und den Rahmen so vorzubereiten, dass die Kinder und Jugendlichen mit großer Ernsthaftigkeit an ihre Werke herangehen. Aber Ernsthaftigkeit und intensive Auseinandersetzung stehen nicht im Widerspruch zu großer Freiheit im Tun und Finden des eigenen Rhythmus. Wahrscheinlich ermöglicht sogar dieser Freiraum erst das sich tiefe Einlassen auf die handwerklichen Projekte. Und die Ernsthaftigkeit beim Werken und Gestalten führt zu Ergebnissen, auf die die Kinder stolz sind und sich ihres ernsthaften, konzentrierten und fokussierten Tuns bewusst werden. Dadurch nehmen sie das, was sie tun, und sich selbst ernst. Ich möchte den Begriff Ernsthaftigkeit ganz bewusst dem, für mich unmöglichen,

Begriff des Spaßes entgegenstellen. Indem ich Kindern und Jugendlichen immer nur mit „spielerisch“ und „Spaß“ begegne, nehme ich sie nicht ernst und traue ihnen nichts zu. So können sie sich auch selbst nicht ernst nehmen.

Den Rahmen gaben uns die äußeren Bedingungen wie Tag und Nacht, Anfang und Ende der Woche, Temperatur, Müdigkeit. Aber innerhalb dieses Rahmens konnten wir so gestalten, wie es sich für unsere Ziele als passend erwies. Und wenn ich von unseren Zielen spreche, dann meine ich das auch so. Klar überlegte ich mir viel. Aber der Freiraum war immer auch groß genug, dass sich darin Ziele der Kinder und Jugendlichen entwickeln und umgesetzt werden konnten. Sei es, dass sie aus meinen Programmvorschlägen etwas ganz anderes machten, oder gar nicht mitmachten, oder sich selbst ein Lager im Wald aus herumliegenden Ästen bauten, oder Erkundungen in Wald und Bach begannen, oder Spiele innerhalb der Gruppe entwickelten, oder, oder, oder...

Das alles fühlte sich ganz neu an, es fühlte sich gut an, es fühlte sich frei und stimmig an. Und ich genoss mein freies und selbst bestimmtes Tun. Und auch die Kinder verbrachten eine Woche, in der sie ganz viel für sich selbst bestimmen, erleben und empfinden konnten.

Das war also die Entstehungsgeschichte der Werkwochen.

Mittlerweile sind es nicht zwei Werkwochen, sondern sieben. Diese Wochen im Sommer stellen heute meine wichtigste Einnahmequelle dar. Es ist ein intensiver Sommer, der natürlich eine gute Planung, Organisation und Vorbereitung braucht, aber all die einzelnen Tätigkeiten machen Sinn und sind stimmig. Vielleicht ist es mit dem Putzen von Klo und Bad am besten zu erklären.

Es ist jetzt gar nicht so, dass ich eine besonders ordentliche oder reinliche Person bin oder dass Putzen zu meiner heimlichen Leidenschaft zählt. Aber wenn ich das Bad und das Klo für die kommenden Kinder, die ich alle kenne und von denen ich schon ein Bild im Kopf habe, herrichte, mache ich das mit einer gewissen Freude, weil ich möchte, dass sie sich wohl fühlen und die Tage bei mir genießen. Und dazu gehören einfach einmal ein frisch geputztes Bad und ein sauberes Klo.

Das Putzen ist für mich wohl die am wenigsten lustvolle Vorbereitung, und sogar sie spürt sich nicht unangenehm an. Man kann sich jetzt vorstellen, wie gut es mir bei all den Vorbereitungen des handwerklichen Programms geht! Ich habe tagelang Zeit, um in die Welt des Schneidens von Glas, des Bearbeitens von Holzklötzen mit Kerbschnitzmessern, des Austüftelns von Betonplastiken, des Herstellens von Naturfarben, usw. einzutauchen.

Ich wusste nicht, wie gewaltig dieser Unterschied ist, wie weitreichend. Ja, ich glaube sogar, dass Unterschied der falsche Begriff ist, weil Unterschied auf etwas Vergleichbares angewendet wird. Und das Arbeiten mit Kindern und Jugendlichen in der Schule und mein Tätig sein mit Kindern und Jugendlichen bei mir in meinem Reich sind nicht vergleichbar. Es ist eine ganz andere Art von Energie, Freude, Befriedigung, Stolz und Identifikation. In dem ich selbst meine Wirkung spüre, mir meiner Gestaltungsmöglichkeit bewusst werde und immer wieder bestätigt bekomme, etwas verändern und bewegen zu können, wird mein Innendrinne selbst immer stärker. Mein eigenes Beobachten und Wahrnehmen wird zur Ausgangsbasis für zukünftige Ideen, Planungen und Veränderungen. Und nichts von dem, was ich tue, ist sinnlos.

Natürlich war das Unterrichten in der öffentlichen Schule und das Arbeiten mit den Kindern und Jugendlichen in keinsten Weise sinnlos. Das war sehr befriedigend, manchmal auch sehr fordernd. Aber diese höchst sinnvolle Tätigkeit hat einfach einen immer kleiner werdenden Teil meines Tuns ausgemacht, bzw. ist mein Handlungsspielraum derart eingeschränkt worden, dass mein Tun immer anstrengender wurde. Das bürokratische Dokumentieren für die Kellerarchive, für Computerdateien, oder für wen auch immer, kostete mich zunehmend Kraft. Und das Umsetzen von sogenannten Reformen, von denen du wusstest, dass sie für die Situation in deinen Klassen gar nicht passend sind, oder Vorgaben von oben, die dir lang aufgebaute und erfolgreich erprobte Erfahrungen einfach kaputt machten, waren einfach zermürend. Etwas zu tun, von dem man von vornherein weiß, dass es sinnlos ist, raubt einem die Energie und die Kraft für das eigentlich Sinnvolle. Da beginnt sich eine negative Spirale in Gang zu setzen, die dich leer, grantig und unleidlich macht, und am Ende kannst du auch die sinnvollen Teile deines Tätig seins nicht mehr gut bewerkstelligen. Zu Beginn war da natürlich noch ein sich Wehren, ein Diskutieren wollen, ein Protestieren. Bald war klar, dass Konferenzen nicht zum Diskutieren da sind, sondern ausschließlich, um Vorgaben und Befehle zu empfangen. Spätestens da bekommt deine Würde, dein Selbst, einen massiven Fußtritt verpasst. Deine Meinung, deine Erfahrung, dein Wissen und dein Können zählen nicht. Es ist mir schon klar, dass es sich um einen Trend handelt, der nicht nur in so mancher Schule Einzug gehalten hat. Das Ignorieren der Erfahrung, der Kenntnisse und des Wissens der Arbeitnehmerinnen und es durch Vorgaben, Befehle und Evaluierungen zu ersetzen, scheint eine, in vielen Bereichen verbreitete, Seuche darzustellen.

Den Gegenpol stellen Malerinnen, Musikerinnen, Selbständige,... dar. Sie haben gar keinen Grund, in Pension zu gehen, sie sind sinnvoll tätig, sie sind aktiv, sie sind kreativ, sie gestalten, sie leben. Das, was sie tun, befriedigt sie, beflügelt sie, bestätigt sie, macht sie stolz und liefert neue Energie für neue Projekte. Oder die alte Apothekerin, die ihre Apotheke selbst aufgebaut hat – sie will mit 65 gar nicht aufhören. Und natürlich gibt es

auch Arbeitsplätze, an denen die Persönlichkeit, die Ideen und das Können der Mitarbeiterinnen geschätzt werden, weil es ja nie nur schwarz oder nur weiß gibt. Aber die Tendenz, alles top down zu organisieren und als gute Mitarbeiter diejenigen zu bezeichnen, die einfach die Vorgaben umsetzen, ist eindeutig wahrzunehmen.

Mir hat dieses Werkwochen Tätig sein auf jeden Fall viele Türen in unbekannte Welten eröffnet.

Es steht den Kindern bei mir frei, ob sie für ihr Bild zwei Stunden brauchen, oder zehn. Sie bestimmen die Zeit, die sie investieren wollen, sie geben selbst dem Werkstück die Wichtigkeit, die es für sie hat. Und wenn sie gar kein Bild malen wollen, müssen sie auch nicht. Dann können sie sich eigenständig etwas anderes suchen, in Kleingruppen in den Wald gehen – aber für ihr wieder Zurückfinden müssen sie Verantwortung selbst übernehmen. Sie können sich Spiele ausdenken, sich mit anderen zusammensetzen, um im Bach eine aufgestaute Stelle, oder im Wald aus Ästen ein kleines Lager, zu bauen. Sie haben sehr viele Möglichkeiten – nur die Möglichkeit, mit dem Handy oder dem Gameboy zu spielen, haben sie nicht.

Sie sind in dieser einen Woche darauf angewiesen mit dem, was in ihnen steckt, was in der Natur steckt, was in Werkmaterial und Technik steckt, was in der Gruppe steckt, etwas anzufangen. Ich glaube, das ist auch der Grund, warum sie so zufrieden sind und mit so einem Stolz ihren Eltern ihre eigenen Arbeiten präsentieren: Weil es alles Dinge und Erlebnisse sind, die aus dem Geist entstanden, der in ihnen steckt.

Und mich macht es so zufrieden und stolz, aus mir – aus meinen Gedanken, Empfindungen und Erfahrungen heraus, einen Rahmen geschaffen zu haben, in dem Kinder und Jugendliche wiederum eben genau diese Erfahrungen machen können. Und das speist mir eine solche Menge an Energie und Freude am Tun ein, dass ich diese Wochen im Sommer, an denen ich 17 bis 18 Stunden durchgehend tätig bin, als wirklich bereichernd empfinde.

MEIN „AUSSCHLIESSLICH FÜR MICH TÄTIG SEIN“

Unter ganz anderen Vorzeichen stehen die Monate Jänner bis März. Sie sind mir gewidmet und stellen gewissermaßen einen Gegenpol zu den Sommermonaten dar. Und beide Phasen bedingen sich irgendwie, beide profitieren von der jeweils anderen, die eine könnte ohne die andere nicht sein.

Meist entwickelt sich schon im Vorfeld, also unterm Jahr, so etwas wie eine „Projektidee“ für diese mir gewidmeten Monate. Das war bis jetzt ganz oft das Weiterentwickeln eines meiner künstlerischen Gestaltungen, oder das Entwickeln einer kleinen Kollektion von

Gewand, oder Silberschmuck, oder wie in den Jahren 2018 und 2021 das Verschriftlichen meiner Gedanken.

Alle diese Ideen fürs Tun kommen einfach zu mir. Immer wieder drängen sie in mein Leben. Sei es als neues Material, mit dem ich gern arbeiten möchte, sei es als Bild im Kopf, das ich gern umsetzen würde, oder als Gedanke, als Erlebnis, als beglückend gemachte Erfahrung, die ich schriftlich festhalten möchte.

Mit dem Wissen, dass es Zeiten in meinem Leben gibt, in denen ich diesen Ideen Raum, Zeit und Energie geben kann, fühlt es sich so an wie der Pufferspeicher meiner Heizung. Er speichert die überschüssige Wärme und erst, wenn diese gebraucht wird, kann ich darauf zurückgreifen. Mein vieles Tun und Ausprobieren wollen geht nicht im alltäglichen Tun verloren, sondern es wird gespeichert und in dieser, meiner ausschließlich für mich zur Verfügung stehenden Zeit, kann ich darauf zurückgreifen und es zur Umsetzung bringen. Und das nicht irgendwann, sondern wiederkehrend, einmal im Jahr.

Ich möchte hier exemplarisch einen wirklich gelungenen Tag, in der ausschließlich mir gewidmeten Zeit beschreiben.

Ein solcher Tag beginnt damit, dass mich eine Idee, ein Bild, oder die Lust auf etwas, das ich machen möchte, weckt. Das ist natürlich nicht täglich der Fall – aber ich will hier einfach einmal einen wirklich guten Tag beschreiben. Dieses besondere Geweckt werden kann jetzt eine neue Idee oder Technik für meine papiergeprägten und bestickten Bilder sein, oder ein klares Bild von einem Programm für den Sommer, oder der Gusto auf ein spezielles Essen, dem ich nachgehen möchte, oder der Entwurf eines Kleidungsstücks, das ich mir nähen möchte, oder eine Lösung für ein Baustellenproblem,...

Dieses Geweckt werden darf man aber nicht verwechseln mit den Gedanken, die eher wie kleine Monster auftauchen, und einem in Erinnerung rufen, was noch alles zu erledigen ist. Es handelt sich da eher um kleine liebe Geister, die einem im morgendlichen Halbschlaf den fehlenden Puzzlestein geben, um ein Problem zu lösen, oder einem den Blick und die Gedanken auf etwas Neues lenken, oder einfach klare Bilder zeigen. Und natürlich weckt mich auch oft der Wecker, weil ich merke, dass das Aufstehen zu einer gewissen Zeit mir einfach guttut. Aber auch darüber entscheide ich selbst, ob ich eher im Frühaufstehmodus bin, oder doch gerade der Langschlafmodus angesagt ist.

Dann beginnt der Tag mit der immer gleichen Abfolge (ich weiß schon, dass das für manche eine schreckliche Vorstellung ist – ich liebe es), Küchenherd anheizen, darauf Kaffee kochen und Teewasser aufstellen. Dann im Nachthemd raus, um die Hühner zu füttern. Den Winter auf der Haut spüren. Nach der kurzen Temperaturdusche spürt sich die Küche gleich viel wärmer an. Während mich Ö1 über das Neueste informiert oder mich

angenehme Musik inspiriert, mache ich die Küche soweit sauber, dass man wieder etwas darin tun kann. Meist ist sie vom Vortag in eher chaotischem Zustand hinterlassen worden, aber Geschirr abwaschen und wegräumen geht für mich nur am Morgen. Wenn dann das Schlachtfeld beseitigt ist, kann dann das beginnen, was ich mir vorgenommen habe, auf was ich Lust habe, oder was mir der Gute-Morgen-Geist als Idee für den Tag mitgebracht hat. Das alles hat die Zeit, die es braucht – und das ist ein ganz besonderer Luxus. Es gibt an solchen Tagen keine Beginn- und Endezeiten meines Tätig seins. Ich kann so lange verweilen, wie es sich gut anspürt. Ich muss ja nur noch ganz selten zu einer gewissen Zeit irgendwo sein. Ich bin ja nicht mehr außerhäuslich erwerbstätig, sondern innerhäuslich tätig. Für mich spürt sich mein Haus, mit meinem Atelier, meiner Werkstatt, meinem Garten,... an wie mein Reich und ich bin darin die Hausherrin. (Eigentlich müsste man ja an dieser Stelle richtigerweise von Hausfrau sprechen, und nicht die weibliche Form eines männlichen Begriffes verwenden, was an sich ja eine sehr seltsame Konstruktion ist. Aber allein anhand dieser banalen und doch so wirklich starken unterschiedlichen Aufladung von Sprache ist ganz klar zu erkennen, wie mächtig diese ist und wie stark sie unser Denken und unsere Bilder im Kopf beeinflusst. Hausfrau und Hausherrin sind eben nicht gleich zu verwenden.)

Hier ein Beispiel für so einen ideengeweckten Morgen: eine Alternative zu Nutella auszuprobieren. Dieses Ansinnen hat eine recht lange Vorgeschichte und ihm sind schon viele Informationen rund um Palmöl, sowie so einige Gespräche mit meinen Werklochenkindern, vorausgegangen. Es ist ganz erstaunlich, wie viel Kinder schon darüber wissen, bzw. wie viele Produkte sie kennen, die Palmöl enthalten. Im Sommer 2017 beeindruckte mich Jakob, mit seinen zehn Jahren, besonders. Ganz konsequent verweigerte er das Nutella, das ihm eigentlich gut schmeckte, weil Palmöl drinnen ist und es unter Bedingungen hergestellt wird, die anderen Menschen und der Natur großen Schaden zufügen. Ich konnte ihm damals leider nur Recht geben und keine wirklich guten Argumente dafür bringen, warum es bei mir Nutella gibt. Dass es den Kindern gut schmeckt, dass es zur guten Ferienstimmung passt, dass es einfach zur Werkloche gehört, ist zwar alles richtig, aber fahl. Dieses Gespräch war dann der letzte Anstoß für das Vorhaben, eine Alternative auszuprobieren. Ich schaute zwar immer wieder im Internet nach, fand aber nichts so wirklich Überzeugendes. Ich konnte mit dieser Idee einfach so lange schwanger gehen, (ich liebe diese Formulierung, weil sie für mich genau die Zeit des Reifens ausdrückt, die es braucht, damit eine neue Idee geboren werden kann) bis es Mitte Februar so weit war, dass mich die morgendliche Lust auf Alternativnutella machen, weckte. Der Februar gehört ja ganz und gar mir und ist somit die Zeit, in der ich meinen spontanen Impulsen nachgeben kann.

Nach meinem morgendlichen Ritual war die Küche soweit aufgeräumt, dass Platz zum Pantschen und Experimentieren war, und ich begann nach passenden Zutaten zu suchen.

In meiner Backzutatenkiste fand ich Haselnüsse und eine halbe Tafel Kochschokolade. Zucker gab es sowieso. Dann nahm ich noch das kalt gepresste Sonnenblumenöl aus dem Küchekasten, weil ich fand, dass der nussige Geschmack gut passen könnte - und auch noch das Kakaopulver.

Der Küchenherd war ja schon eingeheizt, hatte also auch schon ein heißes Backrohr und so konnte ich die Nüsse zum Rösten gleich aufs Blech schütten. Nach wenigen Minuten fingen diese an gut zu riechen. Die heißen Haselnüsse auf ein Hangerl, bisserl auskühlen lassen und dann fest rubbeln, damit die Schale runter geht. Der Geruch verwöhnt meine Nase, meine Hände genießen das Rubbeln der warmen Nüsse. In meiner alten elektrischen Nussreibe, die ich zu meiner ersten Hochzeit vor 35 Jahren am Flohmarkt gekauft habe, reibe ich die Nüsse so lange, bis sie sich in eine cremige Paste verwandeln. Der erste kleine Triumph. Es ist also möglich, mit einem ganz gewöhnlichen Haushaltsmixer Haselnüsse zu Creme zu machen. Ich freue mich über diesen ersten gelungenen Schritt, von dem ich ja nicht wusste, ob er auch klappen würde. Zu dieser Masse gebe ich das Sonnenblumenöl und bearbeite es weiter mit dem Stabmixer. Dann die geschmolzene Schokolade, Zucker und den Kakao dazu – immer wieder kosten, rühren, riechen, Konsistenz beobachten,... Es war noch ein bisserl zu wenig süß für Kinder, fand ich – also mehr Zucker. Immer wieder alles mitschreiben, damit ich auf diesem ersten Experiment aufbauen kann. Dann fülle ich die Mischung in zwei Gläser, eines davon schenke ich gleich, mit der Bitte um Verkostung und Rückmeldung, her. Sehr zufrieden mit dem gerade Kreierten finde ich, dass ich jetzt genug in der Küche rumgepantscht habe. Ich lasse alles liegen und stehen und begeben mich in mein Atelier, wo ich mich an das Nähen des Gewandes für eine Freundin mache. Auch dieses Bild von einem Rock mit Body ist einfach in mir aufgetaucht. Ich habe meiner Freundin davon erzählt, dass ich da so eine Idee hätte, die ich gerne umsetzen würde. Sie war einverstanden und freute sich darüber.

Während ich den Stoff zuschneide, ihn mit meinen alten Malerwalzen und Stofffarbe bedrucke, die Farbe einbügeln, die Teile zusammenstecke und -nähe, bin ich in Gedanken bei meiner Freundin. Vor allem beim Bedrucken habe ich ihre schlanke und grazile Gestalt vor Augen und denke an ihre so zarte, einfühlsame und doch so klare und starke Art. Die schlichten und klaren schwarzen und weißen Linien, die ich aber teilweise ganz wild über den Stoff ziehen lasse, entsprechen ihrem Wesen, so finde ich. Ich möchte bei der Gestaltung des Stoffes dem Gefühl zu meiner Freundin möglichst nahe kommen. Beim Drucken schalte ich das Radio aus. Gestaltung erfordert Konzentration.

Ich finde, der Druck ist mir gelungen, ich bin mit dem Ergebnis zufrieden.

Dann muss ich unterbrechen, weil ich bei Freunden eingeladen bin. Es ist mittlerweile Nachmittag. Ich lege Holz nach, schnappe das zweite Glas meines Nutella Experimentes, um es meinen Freunden zum Verkosten zu bringen und mache mich auf den Weg. Nach

ein paar Stunden netten Besuchs, der feines Plaudern und gleichzeitig auch ein bisschen raus aus dem Atelier gebracht, hat, freue ich mich aufs weiter Nähen. Das tue ich so lange, bis ich müde werde. Ich schalte rechtzeitig meine Heizdecke ein, damit ich in ein warmes Bett steige, denn mein Schlafzimmer ist eher kühl.

So in etwa verbringe ich meine guten, für mich Tätig sein Tage. Diese sind wirklich ganz besonders. Klar sind nicht alle Tage in diesen drei Monaten so bereichernd und beglückend. Da gibt es auch zache Tage, in denen sich Ideen als doch nicht so gut herausstellen, oder einfach etwas schief geht, oder ich schlechte Laune habe. Aber drei Monate zu meiner Verfügung, nur für mich, sind eine so lange Zeit, dass man keinen Stress bekommt, wenn sich ein paar von der trüben Sorte einstellen. Ich weiß, dass ich drauf warten kann, dass die guten wieder kommen. Die, in denen ich so bei mir, bei meinem Gestalten, bei meiner Lust am Tun und Herumprobieren bin, an denen ich mich so gut spüren kann, an denen so schöne Dinge entstehen, an denen ich einfach zufrieden bin.

Ich finde, dass alle Menschen Anrecht auf viele solcher Tage haben müssten.

Die Passagen-Sendung mit K. P. Liessmann, aus der ich schon ein paarmal zitiert habe, hat mir dann, über kleine Umwege, auch den fehlenden Denkanstoß und eine mögliche Erklärung geliefert, warum mich dieses mein Tätig sein so glücklich macht.

Damit man mir dabei folgen kann, muss ich jetzt eine längere Stelle dieser Sendung wiedergeben.

„... Dann muss man alles selber tun. Und glauben Sie mir, dass wollte niemand. Nie wollte jemand selber arbeiten. Die ganze Geschichte der Zivilisation, die ganze Geschichte der Technisierung, die ganze Geschichte der sozialen Kulturen sind geleitet von diesem einen Motiv: „Wie kann ich die anderen für mich arbeiten lassen?“ Deshalb war in der Antike völlig klar: Die Arbeit war das Mühevollste, das getan werden musste. Und was getan werden musste, war ein Zwang, sonst müsste man es ja nicht tun. Ein Zwang allerdings macht den Menschen unfrei. Die Bestimmung des Menschen aber ist es, als freier Bürger zu leben – also darf er nicht arbeiten. Sonst ist er unfrei und kein freier Bürger. Also muss ich schauen, dass ein anderer arbeitet. ... Man brauchte also die Sklaven, weil es Arbeit gab. Und weil Arbeit unfrei macht, sind diejenigen, die die Arbeit erledigen, per definitionem auch unfrei. Sonst könnten sie die Arbeit nicht machen. ...

Und der freie Mann tut ganz etwas anderes. Nämlich – das habe ich schon bei Aristoteles zitiert – da geht es um die Freude und Lust am Werk. Der freie Mann stellt entweder etwas her – und das unterscheidet sich im griechischen Denken schon von der Arbeit. Die Arbeit ist die Naturnotwendigkeit, z.B. die Landwirtschaft, um uns zu ernähren, jene Tätigkeiten, die man tun muss, um Metalle zu gewinnen, ein Haus zu bauen, damit einem warm ist,

Kleider herzustellen, damit man nicht friert – also lauter Notwendigkeiten. Lauter Dinge, die ich tun muss. Aber dann gibt es Dinge, die muss ich nicht tun, z.B. Dinge herstellen, die jetzt nicht unbedingt meinem Leben dienlich sind. Kunstwerke etwa, das Werk, oder Dinge etwa so herstellen, dass noch etwas dazukommt. Ich kann natürlich ein Schmied sein, der notwendiger Weise Pflugscharen oder Schwerter schmiedet, aber nicht nur auf die Funktionalität wert legt, sondern auch Freude daran hat, es besonders schön zu machen, es zu verzieren, Ornamente zu entwickeln und zu entwerfen, das Ganze mit Gravuren zu versehen, d. h. ästhetische Aspekte einfließen zu lassen, die sich nicht aus der Notwendigkeit ergeben. Und wenn ich dieses Gefühl habe, ich kann etwas herstellen – im Sinne von: Ich unterliege nicht einer Notwendigkeit, sondern ich habe eine Idee und die versuche ich jetzt zu realisieren. Das ist dann eine ganz andere Form von Tätigkeit als Arbeit. Weil ich hier frei bestimmen kann, zumindest über die Idee, die ich realisieren will. Der Arbeitende ist immer Notwendigkeiten unterworfen, über die er nicht bestimmen kann. Bis heute nicht. Sie können jetzt nicht am Fließband stehen und sagen: „Ich habe eine Idee, machen wir etwas anders.“ ...

Das antike Wort für etwas Herstellen war übrigens Poesis – der Poet, der Dichter, der Künstler, der kreative Mensch, leitet sich davon ab. Und das ist heute immer noch der Innbegriff der Selbstbestimmung. ... Und was ein freier Bürger wirklich macht – handwerkliche Tätigkeit ist nur die Ausnahme – er ist Mitglied in einer sozialen Gemeinschaft, der Polis, d. h. er ist freier Bürger, der die Angelegenheiten dieser Stadt mitgestaltet, d. h. er macht Politik, er handelt, er ist ein Polites. ...

Interessant ist – und darauf hat ja Hannah Arendt in ihrem Buch Vita activa, Vom tätigen Leben, hingewiesen – dass wir diese Differenzierung, die sehr sinnvoll ist, aufgegeben haben und eben alles Arbeit nennen.

Wir haben nur übersehen, dass wir zwar formell, rechtlich die Sklaverei – Gott sei Dank – abgeschafft haben, aber der Preis dafür war hoch. Wir haben uns alle zu Sklaven gemacht und sind alle nur noch Arbeiter.⁵

Ich war von dem Aufbau dieser Theorie, von dieser logischen Aneinanderreihung der Gedanken, sehr beeindruckt. Es schien mir alles so schlüssig, besonders die Betrachtung, dass Arbeit unfrei macht und man dazu einfach unfreie Menschen braucht, deckte sie sich doch mit der von mir gemachten Erfahrung in der Schule. Herr Liessmann leitet diesen Gedanken ja fast wie ein Naturgesetz ab.

Ich habe mir diese Sendung runter geladen. Um die passenden Zitate verschriftlichen zu können, hörte ich mir die Sendung immer wieder an. Dabei merkte ich, dass mich manche Stellen zunehmend irritierten, ja ich mich sogar über manche Erklärungen ärgerte. Ich war

⁵ K. P. Liessmann, Passagen Minute 10:00 ff

ja noch nie ganz schnell im Schalten gewesen und meistens dauert es bei mir eine Weile, bis die Botschaften dahinter, oder zwischen den Zeilen, sickern. Und ich konnte dieser Irritation auch nachgehen – auch das braucht Zeit – und ich hatte diese Zeit. Ich wollte wissen, warum ich da eigentlich doch nicht so einverstanden bin.

Herr Liessmann beschreibt eine, für mich sehr schlüssige und nachvollziehbare, Aufteilung vom menschlichen Tun, in drei grundlegend unterschiedliche Bereiche. Für mich ist diese allerdings das Ergebnis einer wirtschaftlichen Entwicklung. Und da Wirtschaft etwas ist, was Menschen gestalten, ist sie auch wieder umgestaltbar, wenn sie zu einem schlechten, oder die Menschen kaputt machenden, Ergebnis führt. In den Aussagen von Herrn Liessmann hätte ich seine Erklärungen eher als Beschreibung eines Naturgesetzes verstanden.

Er unterteilt Tätigkeiten in drei Teilbereiche: In einen, der getan werden muss, der körperlichen Einsatz, Kraft und Geschicklichkeit verlangt – er nennt diesen Teil „Arbeit“, in einen zweiten, der Ideen und Gestaltungskraft verlangt – er nennt diesen „Poesis“ und einen dritten, der Handeln, Aktion und Umsetzung verlangt – er nennt diesen „das Handeln des Politen“. Diese Betrachtungen menschlichen Tuns beschreibt er sehr anschaulich und detailliert in ihrer Vielschichtigkeit. Womit ich aber nicht einverstanden bin, ist die Aufteilung dieser Bereiche auf verschiedene Personen als eine allgemein gültige Gesetzmäßigkeit hinzustellen. Ich glaube, erst durch diese Aufteilung wird Tätig sein zur Arbeit und kommt es zu Unzufriedenheiten und Unstimmigkeiten und zwischen den Menschen, wenn ihnen eben nur Teilbereiche eines Ganzen zugewiesen werden. Ich glaube auch, dass alle drei Teilbereiche notwendig sind, also getan werden müssen, nicht nur der Bereich Arbeit. Auch die Poesis gibt es, seitdem es Menschen gibt. Kunst und Gestaltungswillen sind zutiefst menschlich. Ebenso verhält es sich mit dem politischen Denken und Handeln. Eigentlich sollte es in einer demokratischen Gesellschaft alltäglich sein, dass alle ihr angehörenden Individuen politisch denken und handeln. Und auch diejenigen, die von sich behaupten, dass sie Politik nicht interessiert, setzten damit leider auch einen hochpolitischen Akt.

Und jetzt setzte so etwas wie große Freude über diese neu gewonnene Erkenntnis ein. Wie viele Aspekte im menschlichen Handeln und Tätig sein stecken! Und wie brauchbar dieses Modell, sowohl für die Erklärung von befriedigendem und sinnerfülltem menschlichen Handeln ist, als auch für die Erklärung von Frust und Leere von so manchen Arbeitsprozessen.

Ich würde behaupten, dass bei jeder selbstbestimmten und selbstgeplanten Handlung alle drei Bereiche vertreten sind und deshalb jedes vollständige Tun eben nicht mühsam und

auslaugend, sondern sinnstiftend und bereichernd ist. Erst durch die Zerteilung eines an sich stimmigen Ganzen verliert jeder einzelne Teil klarerweise an Ganzheit und somit an Sinn und Verständnis für eben dieses Ganze. Dadurch kommt es zur Abwertung von Tätigkeiten und in Folge zur Abwertung von Menschen, die diese Tätigkeiten verrichten. Gutverdienende Managerinnen lagern den Teil ihres Tätig seins, den sie als mühsam empfinden – Geschirr abwaschen, Essen kochen, putzen,... aus und wählen für sich nur noch die höherwertigen Bereiche. Für „minderwertige Tätigkeit“ gibt es dann auch „minderwertigen Lohn“ für „minderwertige Menschen“ – das ist dann Arbeit. Und die Kinder dieser Managerinnen lassen dann auch in der Schule am Gang alles, was ihnen runter fällt – von Papierl bis zur Käsescheibe des Sandwiches – einfach liegen, weil sie der Überzeugung sind, dass es für das Aufheben und Beseitigen ihres Mülls ja eh Personal gibt. Der Managerin fehlt dann allerdings zum klugen, politischen Handeln die Erfahrung und Erdung der alltäglichen Arbeit. So wird auch ihr politisch, gestaltendes Handeln nur fehlerhafte Regeln und Vorgaben hervorbringen.

Nur in diesem zerteilten System stimmt die Aussage: „Nie wollte jemand selber arbeiten“. Für das Handeln in seiner Gesamtheit trifft diese Aussage nicht zu.

Jetzt möchte ich noch einmal zu meinem kleinen Alternativ-Nutella-Experiment zurückkommen und anhand dieses kleinen Beispiels zeigen, dass dabei alle drei Bereiche gegeben sind. Und gleichzeitig freue ich mich darüber, jetzt sogar noch mit einer Theorie untermauern und erklären zu können, warum mich Alternativ-Nutella-Experimente so glücklich machen.

Wenn ich jetzt sage, dass zu Beginn die Idee, die Poesis steht, dann stimmt das natürlich, aber es ist auch gleichzeitig falsch, weil die Idee erst durch handwerkliche Erfahrung und Praxis, also Arbeit, entstehen kann. Ohne zuvor schon mal Haselnüsse geröstet zu haben, ihren Geschmack und Duft zu kennen, ohne mit all den anderen Zutaten schon mal gearbeitet zu haben, ihre Konsistenzen und Beschaffenheiten gespürt zu haben – ohne all diese Tätigkeitserfahrungen, kann die Idee gar nicht entstehen. So verzwick ist gleich mal der Einstieg in mein kleines Experiment. Man kann die drei Bereiche zwar nicht exakt trennen, man kann sie aber klar beschreiben.

Da ist einmal der Bereich des körperlichen, manuellen und sinnlichen Tuns, des Reibens der Nüsse, des Wiegens, des Rührens. Dieser Bereich stellt die Grundlage dar und ist gleichzeitig die Voraussetzung für die Gestaltung und die Entwicklung einer alternativen Idee. Ich muss über meine Sinnesorgane – das Riechen der gerösteten Nüsse, das Kosten der Masse, das Beobachten und Fühlen der Konsistenz – den Prozess mit meinem Körper wahrnehmen. Das stellt die Basisinformation dar, auf der erst die Gestaltung, die Veränderung, die Idee aufbauen kann. Jetzt kommt die Poesis zum zweiten Mal zum Zug

kommen. Die Feinabstimmung, die Weiterentwicklung, des ersten Versuches kann beginnen. Durch meine handwerkliche Erfahrung kann ich dem Bild meiner Phantasie, meiner Idee, näherkommen, die beiden Bereiche gehen Hand in Hand.

Und der dritte Aspekt, das Handeln des Politen in der Gemeinschaft, ist der Rahmen, er ist gleichzeitig der Beweggrund und das Ziel. Einem Produkt, das Kindern gut schmeckt, aber nicht fair erzeugt wird, etwas entgegensetzen. Eine Lösung könnte der Verzicht sein. Verzicht hat aber etwas sich Geißelndes, Negatives an sich und ist einfach schwer durchzuhalten. Vor allem, wenn es dieses Nutella in jedem Supermarkt gibt, also die Verlockung permanent da ist. Der viel bessere Ansatz ist, eine Alternative zu entwickeln. Dieses Aufzeigen von Alternativen, das Hinweisen auf Handlungsspielraum, das Mut machen, sich nicht einfach in Gegebenes dreinfügen zu müssen, ist für mich hoch politisch. Und ich weiß jetzt schon, dass sich daraus viele Gespräche mit den Kindern ergeben werden – wenn es einen anderen, aber auch sehr guten, Schoko-Nuss-Aufstrich gibt. Das echte Nutella überlasse ich dem „echten“ Leben.

Durch solche kleinen Geschichten wird die Botschaft von Handlungsmöglichkeiten und Veränderbarkeit von Dingen weitergetragen. Und diese Geschichte endet gut. Sie endet eben nicht mit: „Da kann man nichts ändern, das ist halt so“, sie endet auch nicht mit: „Auf das müssen wir verzichten, wenn wir der Welt was Gutes tun wollen.“ Sondern sie endet mit: „Ich tu mir und der Welt was Gutes!“ Veränderung kann stattfinden, indem ich gute Alternativen entwickle.

Das alles steckt in meinem kleinen Alternativ-Nutella-Projekt von einem meiner gelungenen, ausschließlich für mich-Tage.

Und ganz ähnlich verhält es sich, wenn ich mein Brot backe. Das Wiegen des Mehls, das Mahlen der Körner, das Riechen der Brotgewürze, das Beobachtens des Teiges beim Aufgehen, das Mitkriegen der Verwandlung von staubigen und flüssigen Substanzen zu einem geschmeidigen Teig. Den Duft, der beim Backen durch das ganze Haus strömt, genießen. Das alles macht das Brot zu meinem Brot, zu einem für mich besonderen Brot. Seit dem ich mein Brot selber mache, wird es auch viel seltener hart und so gut wie nie entsorgt. Es schmeckt auch nach ein paar Tagen noch gut, und falls es dann doch schon älter ist, schmeckt es getoastet wieder sehr gut. Es hat einen Wert, eben den Wert von Brot wieder bekommen. So, als ob meine Freude, Lust und Liebe beim Herstellen des Brotes in irgendeiner Form in diesem Brot gespeichert sind. Und dieser Wert lässt sich nicht in Geld ausdrücken. Mit immer mehr Dingen, die zu meinem neuen Leben gehören, verhält es sich so.

Und hier passt die Beschreibung von Konrad Paul Liessman wieder sehr gut: *„Energie und Kraft in etwas, in eine Materie oder in eine Idee zu stecken.“*⁶

Der Soziologe Hartmut Rosa erklärt es mit dem Begriff der Resonanz - ein Begriff für *„Verbundenheit mit der Welt, bzw. mit der Welt in Kontakt sein“*⁷. Hier die Beschreibung erfüllenden Tätig seins mit den Worten von Hartmut Rosa:

*„Diese gelingende Arbeit hat immer eine Form der Auseinandersetzung, eines Abarbeitens an einem Stoff, an einem Gegenstand. (...) Jeder Bäcker, wenn er ein Brot bäckt, kennt dieses Gegenüber, das irgendwie dieses Unverfügbare eines Resonanzverhältnisses hat. Obwohl er immer die gleichen Zutaten nimmt, wird der Teig immer irgendwie anders, der scheint irgendwie zu leben. (...) Ich mache auch eine Selbstwirksamkeitserfahrung als Bäcker, indem ich sehe, dass das, was ich tue, einen Einfluss darauf hat. (...) Und diese gleiche Struktur hat der Gärtner mit seinen Pflanzen, der Friseur oder die Friseurin mit der Frisur. Die wird jedes Mal ein bisschen anders, das ist ein Objekt, an dem man sich abarbeitet. Das haben der Journalist und die Journalistin beim Schreiben eines Textes. (...) Dieser Text hat sowas wie ein Eigenleben, da fängt genau dieses Resonanzverhältnis an. Ich arbeite mich daran ab und dabei verändere ich mich auch tatsächlich ein bisschen in dem Schreiben.“*⁸

Dieses gute Resonanzverhältnis, dieses sich mit der Welt beim Tun verbunden Fühlens kann – so führt Herr Rosa weiter aus - durch Zeitdruck und Effizienzsteigerung massiv gestört werden.

Mit diesem Begriff der Resonanz konnte ich, als ich ihn zum ersten Mal hörte, gar nichts anfangen. Ich kannte ihn nicht, ich konnte ihn für mich nicht in meine Sprache übersetzen. Die Sendung fand ich allerdings sehr spannend und so habe ich sie natürlich gleich wieder auf meinem Computer gespeichert. Durch mehrmaliges Anhören, durch das Niederschreiben mancher Passagen und vor allem durch die selbst gemachte Erfahrung des zufrieden und glücklich seins nach Brot backen und Nutella Experimenten, konnte ich diese theoretischen Ansätze wirklich verstehen, begreifen und empfinden. So hat der Begriff Resonanz für mich Gestalt, Form und Sinn angenommen.

Und weil ich diese Erkenntnis so wichtig, beglückend und tief finde (und ich weiß schon, dass sie weder neu noch die meine ist) möchte ich sie jetzt noch einmal mit anderen

⁶ K. P. Liessmann, Passagen

⁷ Aus der Ö1-Sendung Passagen „Resonanz – Soziologie unserer Weltbeziehung“ Hartmut Rosa im Gespräch mit Johannes Kaup. Sendung vom 18. 04. 2016, Minute 08:00 ff

⁸ Aus der Ö1-Sendung Passagen Hartmut Rosa im Gespräch mit Johannes Kaup., Minute 25:00 ff

Worten eines anderen Dichters beschreiben. Michael Ende lässt es Beppo Straßenkehrer aus seinem Roman Momo folgendermaßen erklären:

„Siehst du Momo, es ist so: Manchmal hat man eine sehr lange Straße vor sich. Man denkt, die ist so schrecklich lang; das kann man niemals schaffen, denkt man. Und dann fängt man an sich zu eilen. Und man eilt sich immer mehr. Jedes Mal, wenn man aufblickt, sieht man, dass es gar nicht weniger wird, was noch vor einem liegt. Und man strengt sich noch mehr an, man kriegt es mit der Angst, und zum Schluss ist man ganz außer Puste und kann nicht mehr. Und die Straße liegt immer noch vor einem. So darf man es nicht machen. Man darf nie an die ganze Straße auf einmal denken, verstehst du? Man muss nur an den nächsten Schritt denken, an den nächsten Atemzug, an den nächsten Besenstrich. Und immer wieder nur an den nächsten. Dann macht es Freude; das ist wichtig, dann macht man seine Sache gut. Und so soll es sein.“⁹

Die Zeit stellt einen so wichtigen Rahmen für alles Tun dar. Sie bestimmt, ob Handeln ganzheitlich ist und erblühen kann oder zu stupider Arbeit verkümmert.

In meinem ausschließlich für mich Tätig sein konnte ich all diese Erfahrungen machen, konnte erfahren, warum mich Schreiben, Gestalten und Brot backen so zufrieden macht.

MEIN „FRÜHJAHR UND HERBST TÄTIG SEIN“

Zwischen diesen beiden Extremen liegt mein Tätig sein in den Monaten April, Mai, Juni, Oktober, November und Dezember.

Da kommen schon Gäste zu mir, aber eben nur an den Wochenenden und da auch nicht an jedem. Unter der Woche gehört dann natürlich die Zeit zunehmend weniger mir. Ich muss für die Wochenendgäste her- und wegräumen und vor allem im Frühjahr für den Sommer vorkochen, und auch all die Werkprojekte wollen gut vorbereitet werden. Zwischen der Idee von einem Werkstück, einer Technik und der genauen Planung, damit diese Arbeit in einer Gruppe von zehn bis elf Kindern durchgeführt werden kann, liegt oft ein langer Weg.

So bemalten wir z.B. im Sommer 2018 Steine, die sich die Kinder aus dem Bach gesucht haben, mit Farbe, die wir zuvor aus mineralischen Grundstoffen selbst hergestellt haben.

⁹ Michael Ende, Momo, Verlag Gustav Swoboda & Bruder Wien 1973, Seiten 36 und 37

Es ist mir immer ein Anliegen, dass ein paar der Werkstücke im Sommer aus Materialien sind, die uns die Natur schenkt, die im Überfluss vorhanden sind und nicht extra erzeugt werden müssen. Dieses den Bach und den Wald nach Schätzen durchsuchen, setzt ein mit offenen Augen durch die Natur gehen voraus. Aber auch ein Unterscheiden von dem, was ich mir bedenkenlos nehmen kann, wovon nur ein bisschen und wovon gar nichts.

Für solche Werkstücke bieten natürlich Menschen mit ausgeprägten handwerklichen Traditionen, die in Regionen leben in denen das Geld noch nicht alles bestimmt, passende Vorlagen. Und auch bei den Kunstwerken der Urgeschichte sind vielfältige Anregungen zu finden. Also bringen mich die ersten Schritte meiner Vorbereitung meist in die Bibliothek. Ich borgte mir Bücher und Musik zu den ursprünglichen Einwohnern Australiens aus, las über ihre besonderen künstlerischen Techniken und die Bedeutung ihrer Gestaltungen im Zusammenhang mit ihrem Weltbild und ihrem Glauben. Und auch Bücher über die Farbherstellung im Allgemeinen und über die aus mineralischen Rohstoffen im Speziellen nahm ich mit nach Hause. Zwei dicke Bände über die europäische Urgeschichte habe ich selbst und natürlich gibt es dann noch das Internet.

So, oder so ähnlich, beginnt mal die Annäherung an ein Werkstück, das ich mit den Kindern im Sommer machen möchte. Dann beginnt die Phase des Suchens und Ausprobierens. Welche Farben lassen sich in und rund um mein Haus finden? Kohle vom Lagerfeuerplatz für Schwarz. Ziegelsteine aus dem Bach für einen rötlichen Farbton. Die ockerfarbenen Tonsteine im Bach decken das Farbspektrum Ocker, hellbraun bis gelblich, ab. Ziegelsteine gibt es im Überfluss, nach den Ockersteinen muss man schon länger suchen. Alle Materialien sind gut aufzureiben. Drei Farbtöne, die sich auch in allen Höhlenmalereien der Altsteinzeit finden, habe ich also mal schon. Dann habe ich es noch mit Asche versucht. Das Graubraun hat mich allerdings nicht so wirklich überzeugt. Nun fehlte einfach noch etwas Helles, eine Art von Weiß. Bei der Suche nach einem wirklich hellen Stein, den ich auch aufreiben konnte, wurde ich leider nicht fündig. So besorgte ich mir weißen Ton und ließ ihn trocknen. Ist zwar schon ein bisschenl gemogelt, aber nicht so ganz arg – ist doch auch Ton ein Produkt aus der Erde.

Alles wurde gerieben und gesiebt. Habe ich auch genügend Feilen und Siebe, damit zehn Kinder das auch gleichzeitig tun können?

Und dann begann das Tüfteln und Ausprobieren, um das passende Bindemittel zu finden. Einfach Acrylbinder zu kaufen, ging klarerweise nicht. Es sollte etwas auf Ölbasis sein, denn Öle und Fette gab es schon damals. Viele verschiedene Mischungen und Varianten musste ich ausprobieren, bis ich zu einem zufriedenstellenden Ergebnis kam, das auch noch den Charakter von Ursprünglichkeit hatte. Und immer wieder alles ausreichend trocknen lassen, um auch wirklich das Endergebnis bewerten zu können. Wäre blöd, wenn die Farbe am Ende abblättert oder sich wegwischen ließe oder nach einer Woche noch feucht ist.

Schließlich war es eine Mischung aus Leinöl, Ei und Wasser zu gleichen Teilen. Und um den Trocknungsprozess ein bisschen zu beschleunigen – die Kinder wollen ja am Ende der Woche ihre Kunstwerke mit nach Hause nehmen – kamen noch ein paar Tropfen Sikkativ dazu. Auch wenn das wieder ein bisserl gemogelt war.

Für das Auftragen der Farbe verwendeten wir in Form geschnittene kleine Aststücke. Die Farbtupfer konnten auf diese Weise einfach rund, oder viereckig oder dreieckig sein, oder einfach ein Strich. Und mit dem Holzstück, das für jeden einzelnen Farbtupfer in die Farbe getaucht wurde, gelang die Regelmäßigkeit auch besser als mit einem Pinsel. Abgesehen davon, dass die Farbe auf Pinselhaaren und Borsten nicht so gut haftete.

Der grundsätzliche Aufbau, die Haltbarkeit und Festigkeit der Farbe sowie die Trocknungszeit waren geklärt. Danach musste ich mir die Reihenfolge der einzelnen Arbeitsschritte überlegen, die Räumlichkeiten, wo wir arbeiten und wie ich die erzeugte Farbe, die ja nicht in großen Mengen vorhanden ist, so aufteile, dass zehn Kinder gleichzeitig damit arbeiten können. Unnötige Wartezeiten sind Kindern total lästig, die gilt es durch gute Vorbereitung zu vermeiden. Und dann kommt der für mich schönste Teil – noch ein paar nette Vorzeigestücke zu machen. Dabei, das weiß ich mittlerweile, ist die Dosierung ganz wichtig. Es sollen so viele Stücke sein, dass sie die Bandbreite der Möglichkeiten andeuten, aber es dürfen auch nicht so viele sein, dass sie alles abdecken und keine neuen Möglichkeiten mehr zulassen. Die Auswahl soll anregend sein, aber nicht erschlagen. Die Stücke dürfen auch nicht zu perfekt sein, sonst ist die Latte zu hoch. Sie müssen aber natürlich schon schön sein, sonst bekommen die Kinder ja keine Lust drauf. Auch das Herstellen der Vorzeigestücke hat seine eigene Gesetzmäßigkeit.

Jetzt müssen nur noch alle Materialien, die wir für dieses Werkstück brauchen – von den Büchern über die Feilen bis hin zu den Spachteln – in eine große Schachtel gepackt werden, um im Sommer alles griffbereit zu haben. Damit ist die Vorbereitung für eines, von 6 – 7 Werkstücken im Sommer abgeschlossen. Aber nicht jedes Werkstück wird so neu und aufwendig entwickelt, es gibt auch gewisse Traditionen, die die Kinder und Jugendlichen jedes Jahr gern wiederholen, wie z. B. das Malen von Acrylbildern.

Das Schöne an diesem, oftmals auch langem, Prozess ist, dass ich dabei nie auf die Uhr schaue, Stunden zähle oder irgendwelche Berechnungen über Rentabilität anstelle. Wichtig ist, dass ich rechtzeitig damit beginne, um zu vermeiden, unter Druck zu kommen. So habe ich die Freiheit, es auch mal liegen lassen zu können, wenn es mich nicht mehr freut. Und erst dann wieder damit fortzufahren, wenn die Lust aufs Weiterausprobieren wieder da ist.

In diesem meinem „Frühlingstätigsein“ gibt es viele unterschiedliche Schritte, die vorzubereiten sind. Um den Überblick nicht zu verlieren, schreibe ich detailreiche Listen und unzählige Notizzettel. Aber es ist immer noch an mir zu entscheiden, wann ich was mache, ob ich an manchen Tagen bis spät in die Nacht rumwerkeln oder wenig bis nichts mache. Ob ich mich mit Freunden treffe, oder ob ich an Tagen mit schlechter Stimmung mich eher den repetitiven Vorbereitungstätigkeiten widme – für die man keinen kreativen, guten Geist braucht. Ich kann es mir selbst einteilen und ich kann mich drauf verlassen, dass ich das ganz gut beherrsche. Am Ende ist noch immer alles fertig und gut vorbereitet gewesen.

Zu Beginn eines solchen Vorbereitungsprozesses kann ich natürlich nie sagen, wann ich damit fertig bin. Ich kann mir aber sicher sein, dass ich ganz exakt den Punkt spüre, wann ich gut genug vorbereitet bin. Dieser ist dann erreicht, wenn ich die Grundstruktur aufgestellt habe – im vorigen Beispiel eben kleiner kunsthistorischer Einstieg, Herstellung der Farbe, Untergrund, Trocknungszeit,... Und dann möchte ich aber über diesen, mir Sicherheit gebenden, Punkt hinaus kommen. Ich möchte in dieser Technik selbst ins lustvolle Gestalten kommen. Wenn es so weit ist, dass es mir total taugt, dann weiß ich, dass ich „energetisch genug aufgeladen“ bin, diese meine Freude und Lust an dieser Arbeit auch vermitteln zu können. Ich weiß, dass meine Freude über das, was ich mir da so ausgedacht habe, so groß ist, dass ich damit viele Kinder damit anstecken kann. Nicht alle, nicht immer – eh klar. Aber so oft, dass die Freude darüber, dass sich Kinder dafür begeistern können, mir so viel gute Energie zurückgibt, dass sie mich damit gut durch diese, mich doch sehr fordernde Zeit des Werkwochentätigseins, trägt.

Und wenn sich im Laufe der Vorbereitungen diese Freude und Lust bei mir nicht einstellt, dann ist auch klar, dass es dieses Programm doch nicht geben wird.

Das ist mein Teil der Vorbereitung, ein wesentlicher Teil, aber eben nur ein Teil eines gelungenen Ablaufes. Der zweite, für das Gelingen eines Projektes genauso wichtige, Teil ist die Dynamik in der Gruppe. Diese konzentrierte, motivierte Werkstimmung bewirkt, dass sich die Kinder gegenseitig zu ihren persönlichen Höchstleistungen anspornen, wenn sie in der Gruppe werken. Der Moment, in dem ein Kind zufrieden mit seiner Arbeit und seinem Ergebnis stolz seinen Stein präsentiert und damit auch die anderen beeindruckt, ist der Moment, wo oft der Funke überspringt. Diejenigen, die bis jetzt nicht so viel mit dieser Arbeit anfangen konnten, oder dieses Getupfe einfach kindisch fanden, bekommen oft durch das Ergebnis eines anderen Kindes einen neuen Blickwinkel auf diese Technik. Das ist der Moment, in dem sie bemerken, dass einfach Tupfen machen doch nicht so einfach ist und es einen klaren Unterschied zwischen regelmäßigen, rhythmischen Tupfen oder einfach drauf geklatschten Patzerln gibt. Natürlich sind alle Varianten von Tupfen möglich, alle haben ihren eigenen Charakter und ich bewerte die einzelnen Ergebnisse

nicht. Ich entscheide auch nicht darüber, wann die Werkstücke der Kinder fertig sind – das ist ihre eigene Entscheidung. Manche sprechen gern mit mir über ihre Arbeiten, dann sage ich ihnen, was mir dazu noch einfallen würde, gebe Tipps oder Anregungen. Aber sie entscheiden, ob sie diese auch annehmen oder nicht. Ich sage ihnen nur, was mir an ihrem Stück gefällt und warum ich es gut finde. Einfach nur rückzumelden „Das ist schön!“ ist meiner Meinung nach sinnlos. Das Gestalten ist ganz vielschichtig und die Wege zu gelungenen Ergebnissen ganz unterschiedlich. So können exakt gesetzte Tupfen überzeugen oder fad wirken. Und wild draufgesetzte spannend sein oder lieblos. Da gibt es keine Rezepte und allgemein gültige Regeln, deshalb ist es mir so wichtig, mit allen Kindern, die das gerne möchten, auch einzeln über ihre Werkstücke zu reden.

Solche Momente, in denen sie sich gegenseitig mitreißen, gibt es feinerweise immer wieder, und ich genieße diese sehr. Aber ich weiß auch, dass das nicht mehr meinem Einfluss unterliegt, dass sich das ergeben muss. Und es ist auch immer wieder so, dass in den einzelnen Wochen die verschiedenen Techniken ganz unterschiedlich angenommen werden.

Ein schönes Beispiel für so einen zauberhaften Moment gab es beim „Magischen Stab“, den wir im Sommer 2019 gemacht haben. Jedes Kind suchte sich einen Ast einer bestimmten Baumart aus und bearbeitete diesen mit Schnitzmessern, Feilen und Schleifpapier. Sie konnten sich im Vorfeld über die unterschiedlichen Bedeutungen der Bäume in früheren Kulturen informieren, und ich hatte auch verschiedene Halbedelsteine besorgt, mit denen sie ihren Kraftstab verzieren oder – je nach Zugang – verstärken konnten. Ein Werkprogramm, das in allen Gruppen wirklich gut ankam.

Sie schälten die Rinde, schnitten verschiedenste Muster und glätteten dann mit Schleifpapier und irgendwann fiel der Satz: „Spür mal, wie glatt sich mein Stab anfühlt!“ Das anerkennende „Oh!“ der Freundin unterbrach das allgemeine Tun. Jetzt wollten alle den Stab des Mädchens befühlen – und für viele wurde dieses Gefühl des über das glatte Holz Fahrens zu ihrer Vorgabe. So glatt sollte auch ihr eigener Kraftstab werden. Es war ihr selbst gestecktes Ziel und nicht meine Vorgabe. Hätte ich ihnen diese Glätte als Ziel vorgegeben, vielleicht noch mit einer Abfolge an zu verwendenden Schleifpapierkörnungen, hätte ich vielen die Lust genommen. Das alles kann sich nur entwickeln. Natürlich freue ich mich sehr darüber, wenn sie sich mit ihren Ergebnissen und daraus folgenden Ansprüchen gegenseitig in die Höhe lizitieren. Aber das alles kann nie mein Anspruch sein. Mein Anspruch muss es sein, dass der Rahmen so gut vorbereitet ist, dass solche zauberhaften Momente entstehen können.

All diese Gedanken, Erfahrungen und genüsslichen Rückbetrachtungen vergangener Werkstücke sind in der Zeit meiner Vorbereitungen präsent, stärken mich und mein Zutrauen in mein Tätig sein. Diese Vorbereitungsprozesse dürfen sich von April bis Mitte

Juni so dahinentwickeln. Unterbrochen von – jetzt habe ich keine Lust mehr, oder ich stehe an, oder es ist Erdbeerzeit – Zeit, um Marmelade und Erdbeermus einzukochen,...

Vergleichbar dazu entwickelt sich der Gartenpflege- und Gemüseanpflanzprozess. Immer wieder ein bisschen an die Sonne gehen und im Garten was tun, wenn es passt. Pflanzen am Fensterbrett vorziehen, umtopfen, bisschen das Beet umstechen, vorgezogene Pflanzen in Beet setzen, Unkraut zupfen, gießen. Erste Kräuter für den Tee sammeln und trocknen, Bärlauch sammeln gehen, Rucola und Radieschen ernten... Viele kleine Handgriffe, die mich in Summe dann doch so einige Zeit im Garten verbringen lassen. Und jetzt im Jänner, wenn ich diese Zeilen schreibe, fällt mir wieder ein, dass ich mir im Mai und Juni immer wieder denke: „Jahr für Jahr vergisst du, wie viel Aufwand eigentlich hinter diesem deinem eh so kleinen Gemüsegarterl steckt.“ Aber dieses, mich jedes Jahr darüber hinweg Täuschen, beginnt bereits im Februar. Da kommt zum ersten Mal seit November wieder die Sonne auf mein Grundstück, und da schießt mir dann förmlich die Anpflanzlust ein. Das muss ein ähnlich archaisch grundgelegtes Gefühl sein, wie die Glückseligkeit beim rund ums Feuer Sitzen. Da werden also die Samen für die Paradeiser in die Erde gelegt und die kleinen Pflanzlerl vorgezogen. Und bald folgen dann ein paar Kräuter, Salat, Lauch,... Und immer wieder gebe ich sicherheitshalber ein paar Samen mehr in die Erde – falls nicht alle was werden. Und immer wieder sind es dann viel zu viele. Und immer wieder schaffe ich es nicht, diese kleinen, von mir so liebevoll gezogenen Pflanzlerln auf den Kompost zu werfen. Und dann ist es immer wieder ein bisschen zu viel.

Diese beiden so eher dahinfließenden, sich dahin entwickelnden Prozesse von Sommervorbereitung und Garteln werden unterbrochen von ganz klar, terminlich exakten Gästebesuchen an den Wochenenden. Da kommen Kinder ohne Erwachsene, Erwachsene ohne Kinder, oder aber auch Erwachsene mit Kindern. Auch ganze Familien oder Großeltern mit Enkelkindern hat es schon zu mir verschlagen. Sie alle genießen das gut Bekochtwerden, das Verwöhntwerden (vor allem die Mamas), das in der Natur sein und beim Einschlafen den Bach vor dem Fenster rauschen hören und vor allem das ausgiebige handwerkliche Tätig sein.

WAS ALLES NICHT, ODER NUR GANZ WENIG, VORKOMMT IN MEINEM ALLTAG

Ich habe jetzt sehr viel über das geschrieben, was es in meinem neuen Leben alles gibt, wie mein Tätig sein so aussieht, was meine Tage und Alltage ausfüllt, erfüllt und bereichert.

Genauso wichtig scheint mir aber auch zu beschreiben, was es im meinem neuen Leben alles nicht gibt.

Dafür ist eine kleine Lagebeschreibung notwendig.

Mein Garten, der ca. 1000 m² groß ist, wird auf einer Seite von der gerade verlaufenden Straße begrenzt, auf der anderen Seite macht der Coronabach einen Bogen. Mitten auf diesem D-förmigen Grundstück steht mein Haus und das schon seit 200 Jahren. Ich habe keine unmittelbaren Nachbarn und werde auch keine haben, weil man weder auf der Straße noch im Bach bauen kann. Das empfinde ich als ungeheuren Vorteil. Nur auf der gegenüberliegenden Straßenseite stehen ein paar Häuser. Mein Haus liegt außerhalb des Ortgebietes, aber ich bin mit dem Rad in fünf Minuten im Ort. In diesem gibt es allerdings nicht sehr viel. Das Lebensmittelgeschäft hat vor vier Jahren zugesperrt und das Gasthaus wechselt fast jährlich seine Pächter, wie oft bei Landgasthäusern. Viermal am Tag fährt der Schulbus vorbei. Mit ihm könnte ich in die nächste, 8 km entfernte, Ortschaft fahren. Dort gibt es noch ein kleines Lebensmittelgeschäft, wo man die nötigsten Grundnahrungsmittel bekommt. Aber ich müsste dann lange warten, bis mich der Bus wieder nach Hause bringt. Der nächste wirkliche Supermarkt ist 20 km entfernt und eigentlich nur mit dem Auto zu erreichen, wenn man für das Einkaufen nicht einen halben Tag einplanen will. Das mit dem öffentlichen Verkehr ist hier wirklich ein bisschen widrig und ohne Auto geht da draußen einfach gar nix.

Das ist der Rahmen, der ein völlig anderes Leben, ein anderes Einkaufen und Besorgen und ein anderes Verbrauchen und Konsumieren hervorbringt.

In Wien war der nächste Supermarkt im nächsten Häuserblock. Ich musste nur einmal über die Straße und war in wenigen Minuten dort. Diese Nähe, dieser fast immer Zugriff auf das gesamte Billasortiment machte diesen Supermarkt zu so etwas wie einer erweiterten Speis. Ich ging fast täglich einkaufen, manchmal sogar öfter, wenn ich was vergessen hatte. Es war kein Problem, es war ja nicht weit. Am Samstag hatte ich immer das Gefühl, besonders gut überlegen zu müssen, ob ich auch ja nichts vergessen habe. War doch einen ganzen Tag lang der Supermarkt geschlossen.

Jetzt bringt es die große Entfernung einfach mit sich, dass man nicht für einen Liter Milch, einen Gusto, oder ein Weckerl 8 km hin und 8 km zurück fährt. Und so ändert sich langsam aber stetig das Verhältnis zwischen etwas brauchen und etwas kaufen. Und man gewöhnt sich an, wenn man etwas vermisst, zuerst nach alternativen Varianten unter dem Vorhandenen zu suchen, bzw. mit einer gewissen Flexibilität ans Kochen und ans Werken zu gehen.

In Wien war es für mich selbstverständlich, dass mir die gesamte Warenpalette zustand. Das war ja vom Billa auch so gewünscht. Mit jedem Mal einkaufen – auch wenn es nur schnell die vergessene Kleinigkeit war – speichert sich wieder und wieder all das ab, was es dort zu kaufen gibt. So viele Produkte, die man eigentlich gar nicht vermisst, nach denen man sich nicht sehnt und von denen man auch gar nicht wissen würde, dass es sie gibt, wenn man sie nicht immer wieder sehen würde – im Supermarkt oder in der Werbung. Aber dadurch, dass man sie eben immer und immer wieder sieht, weiß man, dass es sie gibt und probiert sie dann auch irgendwann einmal aus. Und dabei war dieser mein Billa nicht einmal groß.

All seine Produkte gehörten zur „normal verfügbaren Produktpalette“. Es war kein tolles Gefühl, diesen Raum zu betreten. Ich dachte damals nicht, dass ich im Luxus lebe, weil der Billa so eine große Auswahl bot und es spürte sich auch nicht als Freiheit an, all diese Dinge theoretisch kaufen zu können. Es war ganz normal. Diese, geistig zu meiner Wohnung gehörende Speis, beeinflusste meinen Gusto, was ich aß, was ich kochte – beeinflusste mich weit über das Maß dessen, was mir lieb oder überhaupt bewusst war. Oft ging ich mit meinen Töchtern in den Supermarkt und wir entschieden erst dort – anhand der uns gebotenen Auswahl – was es zu essen gab. Gab es eine neue Sorte Aufstrich, wurde diese ausprobiert, Angebote wurden natürlich oft angenommen und auch sonst, denke ich, bin ich den Strategien der Supermarktmanagerinnen ordentlich auf den Leim gegangen. Und wahrscheinlich nicht nur ich. Immerhin gibt es wissenschaftliche Abhandlungen über Einrichtung und Aufbereitung von Supermärkten, über das Licht, über den Geruch (Backstation in fast jedem Supermarkt), die Anordnung der Produkte, ... Ja, es gibt sogar Untersuchungen zur Bodenbeschaffenheit der Fliesen und deren Auswirkung auf die Verweildauer in Supermärkten und ihren Einfluss auf das Kaufverhalten der Kunden. Wenn Millionen in die Erforschung von Kaufverhalten gesteckt werden, kann man sich ungefähr vorstellen, wie viel mehr Millionen sich damit verdienen lassen.

Mein Supermarkt leitete mich auch durch das Kalenderjahr – den Jahreszeitenwechsel musste ich also nicht mehr an der Natur ablesen. Knapp nach den Sommerferien kamen die Aufsteller mit den Halloween-Produkten, dann folgten bald Nikolo und Lebkuchen bei strahlendem Sonnenschein Mitte Oktober. Wenn dann der ganze Weihnachtswahnsinn (in supermarktmäßiger Hinsicht) vorbei war, kündeten die spanischen Erdbeeren Ende Februar den Frühsommer an. Kurz danach kam der Spargel – der erste nicht aus dem

Marchfeld, sondern aus Peru. Natürlich kommen dann noch Ostern, Muttertag und Vatertag – immer mit den dazu passenden Angeboten. So begleitete mich mein Supermarkt durch das Konsumkalenderjahr. Es war also nicht möglich, Ostern, oder Nikolo oder Muttertag zu verpassen.

Die mir fast immer zur Verfügung stehende, ein paar hundert Quadratmeter große Vorratskammer des Billa ist heute auf eine 4m² große Speis, ein paar Regale am kühlen Gang und ein paar Küchenkasteln geschrumpft. Aber das Komische war, dass es sich nicht als Verlust von Freiheit, als Beschneidung von Möglichkeiten oder gar als Verzicht anspürte. Zu den, schon länger gefassten Vorsätzen, sparsam zu leben und nur noch Grundnahrungsmittel als Ausgangsbasis für mein Essen zu nehmen, kam jetzt noch ein weiterer Faktor hinzu: die große Entfernung der nächsten Einkaufsmöglichkeit. Und das wirklich Erstaunliche war, dass es sich nicht nur nicht als Verzicht anspürte, sondern als Gewinn. Gewinn von Freiheit und Autonomie. Als eine 1968 in Wien geborene kann ich nicht von wiedergefundener Autonomie sprechen, sondern eher von einer neugefundenen. Eigentlich ganz verdreht. Es war kein „Ich kann nicht mehr“ es war ein „Ich muss nicht mehr“. Und wieder tauchte das Gefühl in mir auf, einem Umstand, einer Gewohnheit, etwas entkommen zu sein, das ich erst jetzt im Nachhinein als Einschränkung und Einengung sehe, das ich aber damals nicht als solches wahrnahm. Genau das gleiche Gefühl wie bei den Werbeplakaten. Das tägliche nicht mehr in den Supermarkt Gehen gab mir Zeit zurück und ließ die Bilder der Marken und Produkte verblassen. Je schwächer der Einfluss von außen wurde, umso stärker konnten sich meine Ideen, Bilder, Wünsche und Gusto in mir drinnen, aus mir heraus, entwickeln. Mein „neuer Einfluss“ war der Rahmen und die Umgebung, in der ich lebe. Mein neuer Einfluss von außen war wieder einmal die Natur, aber dieser Einfluss ist für mich mehr als legitim. Es ist für mich sogar ein bisschen zauberhaft, ihn so intensiv zu spüren. Und vor allem lässt mir dieser Einfluss noch ganz viel Handlungsspielraum, Entscheidungsmöglichkeiten und Auseinandersetzungen mit dem Innen, in mir selbst. Die Natur ist einfach da. Sie will nichts bewirken. Es liegt ausschließlich an mir, sie auf mich wirken zu lassen, wenn ich das möchte.

In meiner kleinen Speis gibt es die wichtigsten Grundbausteine zum Kochen. Das sind mal verschiedenste Getreidearten und Flocken sowie Linsen, Bohnen, Nüsse und Samen. Die besorge ich mir alle beim jährlichen Großeinkauf beim Biobauern. Und dann halt noch so Basics wie Zucker, Mehl, Erdäpfel, Zwiebeln und einen Haufen guter Gewürze. Gemüse kommt viel aus meinem Garten, entweder frisch, oder in Gläsern bzw. im Tiefkühler haltbar gemacht. Wenn ein Apfeljahr ist, so stellen diese meine Vitaminversorgung über den Winter dar. Olivenöl kann ich von meiner Freundin in Griechenland beziehen, von den Olivenbäumen ihres Grundstücks. Und dann hab ich natürlich auch noch viele gute Eier von meinen Hühnern, die in meinem Garten ein recht feines Hühnerleben haben.

Neben all diesen Grundbausteinen gibt mir die Natur mit ihren Jahreszeiten die Abwechslung und Ergänzung für mein kulinarisches Leben. Wenn im März der Bärlauch kommt, wird dieser in vielen Variationen zubereitet. Wenn ich da einfach in den Wald gehen kann und mir mein feines Essen pflücke, komme ich mir ganz reich vor. Reich, weil ich neben diesem Wald lebe, reich, weil ich die Zeit habe, um Bärlauch zu pflücken und den Pflückspaziergang genieße, reich, weil ich nicht mehr über die Obst- und Gemüseabteilung des Supermarktes erinnert werde, dass Frühling ist, sondern weil mich der blitzgrüne Bärlauch und das intensive Vogelgezwitscher es spüren lassen. Es ist so ein unbeschreiblich gutes Gefühl, einfach in Wald und Wiese zu gehen und sich bedienen zu können. Wieder ist es die große Schatzkammer, die mir zur Verfügung steht – ich muss sie nur betreten, glücklich sein und darf die Schätze bergen, die sie mir schenkt. Und mittlerweile habe ich schon so viele Varianten von Bärlauchgerichten kreiert, dass ich mir auch immer einen gewissen Vorrat im Tiefkühler anlege – blanchiert, püriert oder in Olivenöl kurz angeröstet.

Nachdem für mich der Bärlauch also im Wienerwald den Frühling eingeleitet hat, folgt dann bald die nächste Köstlichkeit: „Röale-Salat“ – Erdäpfelsalat mit jungem Löwenzahn. Immer wieder ein Genuss und ich brauche nur vor die Tür zu gehen und mir ein paar Büschel frischer Löwenzahnblätter aus der Wiese rupfen. Ähnlich fein sind die ersten Schnittlauchbutterbrote und Radieschenbrote. Später folgt dann der Holler, gut sowohl als Saft, als auch in Palatschinkenteig herausgebacken oder die Blüten getrocknet im Tee. Dann sind schon bald die ersten Salate zu ernten. Es folgen Kohlrabi, Zucchini und Fisolen – im Herbst dann Karotten, Kürbis und Lauch – und wenn ein Apfeljahr ist, auch Äpfel.

Aber den absoluten Höhepunkt im Hochsommer stellen meine Paradeiser dar. Von Ende Juli bis Anfang September (St. Corona liegt auf fast 600 m Höhe und mein Haus ist auf der Schattenseite – also nicht die besten Paradeiserbedingungen) ernte und esse ich meine köstlichen Früchte, die auf den Pflanzen wachsen, die seit Mitte Februar auf meinem Fensterbrett von mir aufgezogen wurden. Dass diese Paradeiser gut schmecken ist eh klar, aber es kommt noch etwas dazu. Es sind meine Früchte, die eben den Wert dieser Früchte haben. Keinen in Geld definierbaren Wert, sondern einfach den Wert von Paradeisern. Sie sind ein Geschenk, an dem ich mich erfreue. Und – und das wundert mich selbst ein bisschen – seitdem ich meine eigenen Paradeiser im Sommer genieße, fällt es mir nicht mehr ein, im Dezember oder im März Tomaten aus dem Supermarkt zu kaufen. Sommer ist Paradeiserzeit, so wie Dezember Zeit für Kekse ist, und Erdbeeren im April und Mai köstlich schmecken. Ich mache das gar nicht so bewusst, es ist einfach stimmig. Und durch das Reduzieren auf den Sommer werden diese Früchte zu einem ganz besonderen Genuss. Oder vielleicht ist es auch so, dass meine Paradeiser auf magische Weise die Fähigkeit besitzen, mich ganz besonders paradeisersatt zu machen. Vielleicht ist es auch einfach die

Supermarktbesuchsreduktion. Wahrscheinlich ist es alles zusammen - all diese kleinen Schritte der Veränderung, hin zu einer anderen Art von Leben.

Im Herbst 2019 trugen meine eigenen Apfelbäume kaum und als ich einmal beim Spaziergehen mit einer lieben Nachbarin ins Plaudern kam, erklärte sie mir, dass sie jetzt jeden Tag im Garten die runtergefallenen Äpfel zamrechnen und auf den Kompost tun muss, da sonst die Wespen kommen! Was für eine Arbeit! Sie freute sich, dass ich ihre runtergefallenen Äpfel mitnahm. Ich machte Strudel und Mus draus. Tags darauf kam ich mit Leiter, Pflücker und Kübeln und pflückte alle Äpfel, die ich erreichen konnte von ihrem Baum ab. Es waren vier oder fünf Pappschachteln voll und ich hatte bis Ende Dezember Obst.

Ich fühle mich reich, weil ich so ein abwechslungsreiches kulinarisches Jahr habe und ich so viele meiner Schätze einfach nur nehmen und ernten muss, oder sie vor dem Kompost rette. Dass Anpflanzen davor, das Hegen und Pflegen, das Garteln und Gießen, macht über weite Strecken Freude, auch wenn es natürlich Momente gibt, in denen ich grad keine Lust auf Unkraut ausreißen habe.

Hartmut Rosa würde sagen: Ich stehe mit der Welt, mit meinen Pflanzen, mit der Natur in Verbindung. Und ich glaube, er hat Recht. Und Konrad Paul Liessmann würde sagen, dass ich Kraft und Energie (ich ergänze dazu Lust und Liebe) in etwas stecke.

Wenn man diese vielen Zeilen über das Essen, das Anpflanzen, das Pflücken, das Experimentieren und das Zubereiten von Essen so liest, dann könnte man glauben, dass sich in meinem Leben alles nur ums Essen dreht. Dem ist aber gar nicht so!

Mein eigentliches Ziel ist es, möglichst viel Zeit für mein künstlerisches Gestalten und mein Ausprobieren in handwerklicher und geistiger Hinsicht zu haben. Und ich will das Leben genießen. Das ist die oberste Prämisse, der sich alles unterordnet. Es gibt so vieles, das mich interessiert, es sind so viele Ideen, die darauf warten, umgesetzt zu werden. Und mit jedem Ausprobieren verhält es sich so, als ob ich eine neue Türe öffne und einen neuen Raum entdecke. Meist hat dieser neue Raum dann wieder eine, oder sogar mehrere, Türen, die ich auch wieder öffnen will, weil ich wissen möchte, was dahinter ist. Dieses lustvolle Türenöffnenwollen ist mir das Wichtigste. Und ich versuche, einen möglichst passenden Rahmen dafür zu schaffen. Gleich danach kommt der Vorsatz, nichts mehr zu tun, was mir zuwider ist.

Ich will so viel Leben genießen wie möglich, mit so wenig Geld wie nötig.

Oder, in einem Buch gefunden, anders ausgedrückt: *„Es ist viel einfacher, sich daran zu gewöhnen auf manche Dinge zu verzichten, die man mit Geld kaufen kann, als das Geld zu verdienen, um sie zu kaufen.“*¹⁰

Oder Robert Pfaller im Radiokolleg über Hedonisten: *„Man lebt für das, wofür es sich zu leben lohnt. (...) Sie fürchten das schlechte Leben mehr als den Tod. Und das ist es, was die Menschen unbeugsam macht. Sobald Menschen schlechtes Leben mehr fürchten als den Tod, lassen sie sich nicht alles gefallen.“*¹¹

Diese meine ganzen Essensexperimente passen da einfach gut hinein. Dieses Mein Brot, Meine Paradeiser, Mein Käse, ... passen da wunderbar zu meinem Lebens-Genieß-Motto. Es verbraucht kaum Geld, es befriedigt meine Experimentierlust und schmeckt einfach gut. Und ich hab auch noch dazu den totalen Überblick darüber, was in meinem Essen drin ist. So ein Röale-Salat macht einfach satt – da braucht es gar nichts mehr sonst, diese Mahlzeit ist schon komplett. Und so ein feiner Salat ist auch nicht sehr zeitaufwendig – Erdäpfel kochen und Löwenzahn pflücken. Ich muss auch nur noch sehr selten einkaufen, weil ich mir, mit dieser meiner Grundausstattung, eine große Vielfalt an Speisen zubereiten kann. Da bleibt noch viel Zeit fürs Nähen, Garteln, Gestalten – oder diesen Text schreiben.

Aber nicht nur der Mangel an Supermarkt, und den dort vorhanden tausenden Produkten, macht mein Leben reich. Vieles, was zum heutigen modernen Leben gehört, kommt bei mir nicht, oder nur sehr beschränkt, vor und beschenkt mich ebenfalls durch sein nicht Vorhandensein mit Leere, Zeit und Raum.

DER MANGEL AN HYGIENE UND SAUBERKEIT

Meine gekauften Körperpflegeprodukte bestehen aus: Zahnpasta, Dentalbürsterl, Zahnseide, Shampoo, Badeszusatz und Deo. Mit meiner letzten Shampoo Flasche bin ich fast ein Jahr ausgekommen, auch Badeschaum brauche ich sicher nicht mehr als ein Flascherl. Ich bade ja eher selten. Wenn ich dann aber einmal bade, dann zelebriere ich es. Und ich bade auch nur, wenn es in meinen Tag passt und ich ausgiebig dafür Zeit habe. Ich bade nicht um der reinen Sauberkeit willen, denn ich fühle mich nur ganz selten schmutzig oder stinkig. Es muss schon die Freude und Lust aufs Baden da sein. Meine kleine Sitzbadewanne ist dann ganz voll mit sehr warmem Wasser. So voll, dass nur noch mein Kopf herauschaut, und ich habe das Gefühl, in einem warmen Wasserfauteuil zu

¹⁰ Dolly Freed, Die Faultiermethode. Ein Manifest gegen die Diktatur des Geldes, Berlin 2010, S. 35

¹¹ Robert Pfaller im Radiokolleg zu Hedonismus, erster Teil, Minute 19:00 ff.

sitzen. Oft zünde ich mir dazu Kerzen an und höre Musik – und da ich das Wasser immer ganz heiß einlasse, kann ich lange in meinem Warmwassersessel verweilen. Auch ein Glas Rotwein steht manchmal am Badewannenrand. Baden, Haare waschen und anschließendes Eincremen mit einer selbst gemachten Ringelblumencreme wird schon eine gute Stunde in Anspruch nehmen. Damit ist die Körperpflege dann für einige Zeit – ein bis zwei Wochen – erledigt. Natürlich kommt dann noch die tägliche Viertelstunde für die Zahnpflege dazu. Das wars aber dann.

Spätestens jetzt werden manche denken: „Na, die muss ganz schön stinken, bzw. so ungepflegt kann man nur im hintersten Zipfel des Wienerwaldes leben.“ Ich habe meine Verweigerung des Tag-für-Tag Shampoos und des täglich anzuwendenden milden Duschgels allerdings schon in meinem echten Leben, in der echten Stadt, im echten Beruf praktiziert. Ich habe 20 Jahre unterrichtet und nicht gestunken. Mein Gewand, die Farben und mein Kleidungsstil waren mir immer schon sehr wichtig und oft tüftelte ich lange herum, bis ich die passende Kombination gefunden hatte. Diese trug ich dann eine ganze Woche lang, weil ich tägliches Herumtüfteln nicht wollte. Als ich das ehemaligen Schülerinnen im Nachhinein erzählt habe, waren sie ganz erstaunt – es ist ihnen damals gar nicht aufgefallen.

Auch durch diesen Mangel an Wäsche waschen tun sich Zeit- und Lebensreserven auf. Dass der viel geringere Verbrauch von Waschmittel und Energie für diesen Planeten gut ist, ist eine wichtige und positive Nebenerscheinung. Weichspüler habe ich sowieso noch nie verwendet, weil er so stark parfümiert ist und ich auch nicht wirklich verstanden habe, wozu der überhaupt gut sein soll.

Vor kurzem habe ich begonnen, auch mein Waschmittel selbst zu machen. Kernseife, Soda und Wasser aufkochen und wenn es ausgekühlt ist, tu ich noch ein paar Tropfen eines Duftöls dazu. Das feine daran ist gar nicht so der Aspekt, dass ich mir dadurch viel Geld erspare, vielmehr freut es mich, dass mir kein Waschmittel mehr ausgehen kann, weil ich Kernseife und Soda einfach zuhause habe, dass ich mir wieder einen Weg in den Supermarkt spare, dass keine Plastikgebilde mehr anfallen und dass meine Wäsche nicht mehr nach der, von Henkel & Co definierten, Frische riecht, sondern eine ganz zarte Duftnote hat, die ich mag.

Dieses selbst bestimmen, wann und wie oft ich mich wasche, war mir schon immer wichtig. Ich wollte keine Vorgaben, die nicht von mir, nicht von der Natur oder von einer sonst maßgeblichen Instanz kommen. Ich kann sehr gut damit leben, dass ich im Sinne der Werbung und der darin gesetzten Normen und Maßstäbe als unhygienisch, schmutzig, vielleicht sogar unzivilisiert gelte.

So lange aber so viele liebe Menschen meine Freunde sind und so lange Jahr für Jahr so viele liebe Kinder und Jugendliche gern zu mir kommen, um dort das Werken und die Natur zu genießen, ist es ganz sicher so, dass mich niemand von diesen Menschen als unhygienisch, schmutzig oder unzivilisiert wahrnimmt – sonst würden sie nicht wiederkommen.

Außerdem rieche ich mich gern selbst und ich kenne dadurch meine unterschiedlichen Gerüche. Sie zeigen unterschiedliche Verfasstheiten an. Für mich ist es wichtig, meine eigenen Gerüche an den unterschiedlichen Stellen des Körpers zu kennen, um mit mir selbst in Verbindung zu stehen. Der Geruch von Stress und gehetzt sein riecht – bei mir zumindest – nicht gut. Dann wäre es angesagt, den Stress zu reduzieren und nicht den unangenehmen Geruch zu übertünchen. Das wäre wohl der viel bessere Weg, um wieder zu angenehmem Eigengeruch zu kommen, allerdings auch der aufwendigere und vor allem schwierigere, für den man Zeit bräuchte. Und da beißt sich dann die Katze in den Schwanz.

Eine Feststellung einer langjährigen Freundin, die ein paar Tage bei mir in Corona verbrachte, fand ich sehr bemerkenswert. Am dritten Tag ohne Duschen meinte sie: „Das ist das erste Mal seit Jahren, dass ich wieder meinen eigenen Körper rieche.“ Als ich nachfragte, ob sie sich jetzt als stinkend empfinde, verneinte sie. Sie finde ihren Körpergeruch schon gut, sie habe ihn nur sehr lange Zeit nicht mehr gerochen. Ich war sehr erstaunt darüber, dass man täglich mit Seifen und Düften den Eigengeruch zudeckt, überlagert, oder ihn halt einfach wegmacht. Ist es nicht komisch, wenn Menschen nicht mehr nach Menschen riechen dürfen, sondern nach Maiglöckchen und Rosen?

Wenn im Sommer die vielen Kinder und Jugendlichen bei mir sind, höre ich auch ganz oft von ihnen, wie fein es für sie ist, sich eine ganze Woche nicht waschen zu müssen. Natürlich kann man bei mir duschen oder baden, und manche tun das auch – die meisten allerdings lassen das Waschen bleiben und fühlen sich dabei pudelwohl. Wahrscheinlich freuen sie sich auf die Badewanne zu Hause und können diese dann so genießen wie ich mein Bad.

Jetzt kann man wahrscheinlich auch schon erahnen, wie ich es mit dem Putzen halte. Ja, es ist immer das gleiche Prinzip: Es muss Sinn für mich machen. Sinn macht es, für neue Gäste die Räume, in denen wir uns aufhalten, sauber zu machen. Deswegen mache ich es auch – und das gar nicht so ungern.

Hingegen Putzen um des Putzens willen macht mich nicht. Da ist mir auch egal, ob Ostern, Weihnachten oder sonstige traditionelle Putzanlässe vor der Türe stehen. Ich kann sehr gut über Staubschichten, Luachmäuse oder ähnliches hinwegsehen und mich auf das konzentrieren, was mir gerade wichtig ist. Wenn dann aber manchmal die Putzlust bei mir

vorbeischaute, ist sie natürlich willkommen und auch das Ergebnis eines aufgeräumten Zimmers freut mich sehr. Sie ist nur meist ein seltener Gast.

Auf jeden Fall bleibt mir durch diesen Mangel an Hygiene und Sauberkeit sehr viel mehr Zeit zum Tätig sein und Leben.

Viele meiner Freundinnen gehen ganz traditionell arbeiten, sind meist ganz traditionell ausgelagert und die meisten haben das Putzen an die Putzfrau ausgelagert. Sauberkeit und Putzen ist noch immer ganz traditionell Frauensache. Und da drängt sich bei mir immer wieder eine Frage auf: Woher kommt das Putzen eigentlich? Ab wann in der Menschheitsgeschichte begann man zu putzen, bzw. stellt Sauberkeit so einen Wert dar?¹²

Ich meine jetzt mit Putzen nicht den, sich aus einer Handlung logisch ergebenden, Prozess des Säuberns nach Verwendung. Also nicht das Waschen einer Kelle, nachdem ich die Wand verputzt habe, oder das Zamkehren der Werkstatt nach dem Sägen und Hobeln, oder das Waschen der Töpfe nach dem Kochen, oder das Ausspritzen der Mischmaschine nach dem Mischen von Beton. Das verstehe ich nicht unter Putzen. Das gehört für mich zum jeweiligen Handwerk dazu und ist eine logische Folge, wenn man das Werkzeug öfter als einmal verwenden möchte.

Was ich meine ist das Abstauben von Ziergegenständen, das Putzen von Fenstern (öfter als alle ein bis zwei Jahre), das Wischen von Böden, das Polieren von Türschnallen, das tägliche Staubsaugen, das Bügeln von Wäsche, das moderne Wäschewaschen in Haushalten, in denen die Waschmaschine täglich läuft,... Wer kam wann auf die Idee, dass das alles sinnvoll ist, das Leben bereichert, Freude oder gar glücklich macht? Sicherlich kein Mensch in der Urgeschichte, kein Bauer in Ägypten, Griechenland und Rom, und auch sicher keine Bäuerin im Mittelalter. Solche Vorstellungen und Ideen entstehen, glaube ich, nur in gesellschaftlichen Gruppen, in denen man dem Personal, den Dienern, den Mägden und den Sklaven die Bereiche Sauberkeit übertragen hatte. So konnte man natürlich leicht hohe Standards fordern. In dem Moment, in dem ich arbeitsteilig auslagere, steigt der Anspruch. Wenn man es nicht selbst machen muss, kann man locker immer saubere Böden, strahlende Fenster, blütenweiße Wäsche... verlangen. Über weite Strecken der Menschheitsgeschichte waren das aber nur der Adel und die Geistlichkeit. Diese waren zwar mächtig, aber so wenige, dass sie für mich nicht als Bezugssystem oder Vorbild erhalten können. Die große Masse waren über die längste Zeit die Bauern und

¹² Was folgt sind meine Gedanken – ich zitiere keine Dissertation zur Geschichte des Putzens. Es wäre mir zu viel Aufwand, diese meine Gedanken einer wissenschaftlichen Prüfung zu unterziehen. Ich glaube aber, dass ich mit dem, was folgt, nicht so daneben liege.

Bäuerinnen. Später kamen dann noch die immer mehr werdenden Arbeiter und Arbeiterinnen dazu. Diese Leute sind für mich meine Referenz.

Dann kam das 18. Jahrhundert, in dem das immer stärker werdende Bürgertum zu einer neuen Dominante wurde. Eine neu aufstrebende Gesellschaftsschicht, die sich sowohl von den primitiven Bauern und Arbeitern abgrenzte, als auch vom Adel mit seinem lasterhaften, lustbetonten und vor allem arbeitsfreien Lebenswandel. Das Bürgertum entwickelte seine ganz eigene Moral, mit der wir uns heute noch herumschlagen müssen. Auch waren die Bürgerinnen und Bürger so wohlhabend, dass sie die Tätigkeiten rund um die Sauberkeit an Personal und Dienstmädchen auslagern konnten. So wurde das Putzen von einer gesellschaftlichen Randerscheinung einer marginalen Oberschicht zu einem etwas weiter verbreiteten Phänomen. Und da sich dieses Bürgertum in sehr vielen Bereichen heute immer noch als Blaupause für die Gesellschaft erweist, haben wir, neben Moral und entsetzlich engen Geschlechterrollen, auch die Tugend der Sauberkeit mitübernommen.

Als ich ein kleines Mädchen war und in einem Haushalt aufwuchs, der kein Personal hatte, wurde aber nicht auf das Sauberkeitsniveau vorbürgerlicher Zeit zurückgeschraubt, sondern „die Hausfrau“, also meine Mutter, übernahm diese Tätigkeit. Und meine Schwester und ich bekamen die Rolle der Dienstmägde. In der damaligen Zeit wurde das im Sinne der Erziehung zur Sauberkeit als sehr positiv bewertet.

Warum haben wir den Sauberkeitswahn und den Putzfimmel nicht wieder abgestellt, als wir diese Tätigkeiten selbst gemacht haben? Wieso haben sich vor allem Frauen, als wahre Sauberkeitskonkurrentinnen, gegenseitig zu übertrumpfen versucht? Wieso ist es Männern nie eingefallen, sich bei diesem Fensterputz- und Bodenwischwettkampf zu beteiligen? Wie ist es Henkel gelungen, uns die weiße Wäsche, die noch weißer als weiß ist, einzureden?

Gut – in bürgerlichen Haushalten wurde geputzt, poliert, geschrubbt und gebügelt und das saubere Heim sollte zum Stolz einer jeden bürgerlich, anständigen Frau werden. Dieses Vorbild sind wir auch heute nicht losgeworden. Da wir aber in einer finanziell reichen Weltgegend leben, können die Mittelschicht und die alternativen Bobos weiterhin an dem hohen Sauberkeitsstandards festhalten, weil ja wieder Personal dafür eingestellt werden kann. Diesmal nicht rechtlose Dienstbotinnen vom Land aus der Unterschicht, sondern Personal aus dem Osten Europas, mit nicht gerade berauschenden Rechten. Wir wissen, dass die polnische Putzfrau, das brasilianische Kindermädchen und die 24-Stundenhilfe aus Rumänien keine, für unsere Verhältnisse, würdigen Arbeitsbedingungen vorfinden. Und wir reden uns unser eigentliches schlechtes Gewissen gut, indem wir immer wieder

betonen, wie froh doch diese Frauen sein können, dass sie so viel Geld verdienen – viel mehr als bei ihnen daheim.

Wir haben es nicht geschafft, uns von der vertrottelten Idee des Putzens zu befreien. Die Mittelstandsfrau hat es geschafft, sich selbst vom Putzen zu befreien, indem sie es der Unterschichtsfrau oder der Frau aus dem Osten Europas, übertragen hat und sie hoffentlich adäquat dafür entlohnt. Würden wir alle, und zwar wirklich alle, Männer wie Frauen unseren eigenen Dreck beseitigen, unsere Wohnungen selbst putzen, unsere Wäsche selbst waschen und bügeln, würde sich vielleicht der überbordende Sauberkeitsanspruch auf ein normaleres Maß eingependelt haben. Aber das ist wahrscheinlich auch gar nicht im Sinne von Henkel und Unilever. Vielleicht würden dann auch die Wohnungs- und Hausgrößen auf ein dem Menschen entsprechendes Maß schrumpfen? Wer hat schon Lust darauf, 100 m² oder mehr blitzsauber zu halten?

Ich möchte mich ganz bewusst in die Tradition der mittelalterlichen Bäuerin stellen. Ich möchte, was die Sauberkeitsansprüche anlangt, so leben wie sie, nur mit dem enormen Vorteil, eine Waschmaschine zu besitzen. Was für ein schönes Bild – hier müsste man kurz innehalten und sich eine mittelalterliche Buchmalerei vorstellen – mit Waschmaschine. Das bin ich. Dadurch ist bei mir die Waschmaschine noch eine echte Errungenschaft.

Während meines Geschichtstudiums bin ich über Studien gestolpert¹³, die ergeben haben, dass sich der prozentuelle Anteil des Wäschewaschens an der gesamten Hausarbeit durch die Waschmaschine nicht verringert hat. Durch die Waschmaschine ist der Anspruch an Sauberkeit derart gestiegen, dass der eigentliche Effekt der Arbeitserleichterung wieder mehr als wettgemacht wurde.

Dafür gibt es auch schon einen schönen Begriff: Rebound-Effekt, der meint so viel wie:

Die Menschheit entwickelt technische Lösungen, die uns das Wäsche waschen erleichtern und die Menschen schrauben ihre Sauberkeitsansprüche derart in die Höhe, dass der Effekt der Erleichterung einfach verpufft.

Die Menschheit entwickelt technische Lösungen, um Fernseher stromsparender zu machen – die Industrie macht den Bildschirm gleich viermal so groß. Die Energieeinsparung ist damit gleich wieder dahin.

Die Menschheit entwickelt benzinsparende Motoren– es werden protzige SUVs gebaut, die so viel mehr an Gewicht haben, sodass das Einsparungspotential aufgehoben wird.

¹³ Ich weiß leider nicht mehr, woher diese waren und kann deshalb nicht korrekt zitieren.

Die Menschheit entwickelt technische Lösungen, um die Arbeit des Spinnens und des Webens zu erleichtern – wir produzieren Textilien im Überfluss, als Wegwerfware.

Wer meint, unser Planet und das Klima kann nur durch technischen Fortschritt gerettet werden, sieht nur einen kleinen Teil vom Ganzen.

Wäsche nur waschen wenn sie wirklich schmutzig ist, bzw. wenn sie nicht mehr gut riecht – das wäre doch was. Das wäre fast ein bisschen revolutionär. Und die viele Zeit des Wäsche Aufhängens, Zusammenlegens und wieder in den Kasten Schlichtens einfach zum Leben nutzen.

DER MANGEL AN NEU GEKAUFTEM GEWAND

So wie die schon erwähnten Mängel bewirkt auch dieser einen Zeitgewinn. Ich muss nicht mehr in Kleidergeschäfte gehen und mich durch Sachen probieren. Was aber noch viel besser ist: Ich muss viel weniger Zeit für Geld verdienen aufwenden, weil ich ja keines mehr für Kleidung ausgeben muss. Je weniger Tätig sein, mit dem Ziel damit Geld zu verdienen, in meinem Leben ist, desto mehr Raum hat das Tätig sein, um das es mir in meinem Leben eigentlich geht. Umso freier bin ich und deshalb macht mich kein Gewand kaufen wieder ein Stück freier. Wie ich zu meiner Kleidung komme, soll an späterer Stelle in diesem Buch beschrieben werden.

DER MANGEL AN FERNSEHEN, AN SMARTPHONE, AN FACEBOOK, AN WHAT'S-APP-GRUPPEN,... VIELLEICHT DER MANGEL AN SO GENANNTEN FORTSCHRITT ÜBERHAUPT?

Der ganz offensichtliche Gewinn dieses Mangels sind die vielen Minuten und Stunden, die ich nicht damit verbringe. Ich schaue keine Serien, ich bin nicht immer online – meist nur einmal am Tag, ich habe nur echte, analoge, keine virtuellen Freundinnen und ich gehöre keiner Whats-App-Gruppe an. Ich share nicht, ich like und dislike nicht, ich poste keine Kommentare in irgendwelchen Foren und ich stelle keine Bilder meines köstlichen Essens auf Instagram.

Diese viele Zeit, die mir dadurch für mich bleibt, ist nur ein positiver Aspekt. Der zweite, mindestens genauso wichtige, Punkt ist, dass ich mich dieser Welt mit all ihren „must-dos“ und „must-haves“ nicht aussetze. Ich versuche, mein wiedergefundenes Selbst möglichst gut zu beschützen. Da wären alle diese Blasen nicht das, was ich mir als feine, wohltuende und anregende Reize von außen vorstelle. Ich bin da einfach wählerischer geworden.

Internetforen, wo Menschen schnell mal ihren Frust hineinkotzen, will ich nicht zu meinem Einfluss machen. Fernsehserien mit Bildern von Frauen, die ewig jung bleiben, brauche ich auch nicht. Und so schnell geschickte, lustig gemeinte Bildchen und Nachrichten via WhatsApp sind auch nicht das, was mich erheitert.

Jetzt ist es natürlich so, dass man sich weder total abschotten und nicht gar nichts mehr von der Welt mitkriegen kann, noch sich der totalen Beeinflussung von außen aussetzen kann, um immer up-to-date zu sein. Das sind die beiden extremen Pole, die beide nicht zielführend sind. Es geht wohl, wie so oft, um das Entwickeln des passenden Mittelmaßes. Das Finden einer für sich selbst stimmigen Grauschattierung zwischen diesen Schwarz-Weiß Extremen. Um das bewusste Suchen und Finden des für sich selbst passenden und stimmigen Rahmens.

Jetzt wäre es doch ein schönes Ziel, dass sich jede ihre Graustufe sucht und einfach gut damit lebt. Manche bevorzugen den Zustand des reinen Weiß oder ganz hellen Graus, manche den des tiefen Schwarz oder ganz dunklen Graus, viele den, ihrer Meinung nach, goldenen Mittelgrauwert. Jeder wie er möchte, jede wie sie es mag. Und an diesem Punkt fängt es an schwierig zu werden, weil es eben nicht mehr in unserer alleinigen Entscheidungsgewalt ist, welchen Grauton wir wählen. Wir sind einfach soziale Wesen und können uns manchmal nur ganz schwer und unter großem Kraftaufwand gegen so manche Trends wehren. Ich kann mich noch gut erinnern, dass ich vor 20 Jahren – damals war ich knapp über 30 – meinte, dass ich weder einen Computer noch Emails in meinem Leben brauchen werde. Ich dachte damals allen Ernstes, dass ich alt genug war, um dieser Entwicklung gerade noch zu entkommen. Wie naiv! Natürlich habe ich heute einen Computer, benutze ihn für viele Bereiche, natürlich auch das Internet und versende Emails – wissend, dass Emails verschicken mittlerweile auch schon „von gestern“ ist.

Wie geht es wohl meinem, ein paar Jahre jüngeren, Lehrerkollegen, der sich damals standhaft geweigert hat, ein Handy zu besitzen? Er ist mittlerweile Direktor einer großen Schule geworden – ob er immer noch, diesen seinen Vorsatz, den ich ja gut verstehen kann, durchziehen kann/darf?

Es gibt so viele Befragungen und Studien zum Umgang mit Handy und Internet und sie alle bestätigen, dass es für viele Menschen nur noch schwer vorstellbar ist, längere Zeit ohne Handy oder Internet zu verbringen, dass es aber auch gleichzeitig zu einer Last geworden ist. Und auch unsere Umgebung, der Rahmen und die Struktur, in der wir leben, ändert sich ebenfalls stark und macht ein Leben ohne dieses Equipment zunehmend schwer. Da sind wir nun recht weit weg von der freien Wahl unseres Grauwertes und dem Ziel einer freien Gesellschaft, in der sich jeder und jede ihren Wert selbst aussuchen darf.

Die Gruppe, die Gesellschaft, die wir uns aussuchen, in der wir uns aufhalten, in der wir leben, mit der wir uns austauschen – die Blase die uns beeinflusst, ist einfach mächtig.

Ein Beispiel für etwas, wohin ich mich nicht bewegen möchte, ist die Entwicklung des Internets der Dinge. Haben sich die Menschen ausgesucht und gewünscht, dass es selbstbestellende Kühlschränke oder selbstfahrende Autos geben soll? Ich kenne keinen Menschen, (vielleicht kenne ich ja auch nur so Leute, die ähnlich wie ich ticken – vielleicht meine Blase) der sich von sich aus ein solches Produkt wünscht oder es in seinem bisherigen Leben vermisst hätte. Um diese Produkte den Menschen schmackhaft zu machen, muss schon ganz viel Verlockung, ganz viel Werbung, ganz viel Beeinflussung von außen passieren. Da muss schon sehr hart daran gearbeitet werden, dass wir uns dermaßen stumpfsinnige Dinge wünschen, sie in unserem Leben vermissen und sie dann auch noch kaufen, obwohl wir wissen, dass wir dadurch unendlich viele Daten über uns preisgeben und den Konsum steigern und so die Welt noch ein bisschen kaputter machen.

Die Frage wird sein, ob wir in Zukunft auch noch stinknormale Kühlschränke bekommen oder noch selbst ein Auto fahren dürfen. Das alles entspricht nicht meiner Vorstellung von frei, autonom, selbstbestimmt und selbstverantwortlich.

Ich will das nicht. Ich werde das nicht kaufen. Ich werde das auch verweigern. Ich möchte mein Leben in Mangel, mit dem Gefühl alles zu haben, was ich zum Glücklichen sein brauche, mit dieser maximalen Freiheit weiterleben und es genießen. Und vielleicht werden sich diese Sätze in 20 Jahren auch als „einfach naiv“ herausstellen.

Und doch gibt es etwas ganz Modernes in meinem so altertümlich gemütlichen Leben: meine neue Heizungsanlage. Ein Verbrennungskessel mit neuester Technologie, der den Rohstoff Holz – ein kostbares Gut – durch doppelte Verbrennung maximal nutzt. Ein Pufferspeicher, der einerseits Voraussetzung für diese Art der Verbrennung ist und andererseits die Wärme wohl dosiert wieder abgeben kann. Und eine Solaranlage, die die Sonnenwärme in eben diesen meinen Pufferspeicher einspeisen kann. Obwohl mein Haus auf der Schattenseite liegt, kann ich in den Monaten April – September fast ausschließlich mit der Energie der Sonne mein Haus heizen und das Warmwasser aufbereiten. In diesem Fall macht neueste Technologie natürlich Sinn.

Ein zehnjähriges Mädchen, das meine Art zu leben nicht ganz nachvollziehen konnte, fragte mich damals, als sie meinen neuen Kessel sah: „Ich dachte, du magst moderne Sachen nicht?“ Es muss eben Sinn machen. Altsein um des Altseins willen ist wohl genauso blöd wie Modernsein um des Modernseins willen.

Ich möchte dieses Kapitels wieder mit ein paar Zitaten beenden. Damit niemand sagen kann, solche komischen Gedanken können einem nur im hintersten Zipfel des Wienerwaldes kommen, fern ab der zivilisierten Welt.

Der Soziologe Hartmut Rosa beschreibt diesen Fortschritt mit folgenden Worten:

„Wir haben immer diese Phantasie, dass wir Zeit gewinnen für das, was wir wirklich tun wollen. Und es gelingt mindestens aus zwei Gründen nicht. Alles, was wir an Zeit durch Technik sparen, machen wir durch Steigerung wieder kaputt. Das ist z.B. so wenn ich mit dem Auto zur Arbeit fahre anstatt zu Fuß zu gehen, da schaffe ich das in zehn Minuten, wenn ich früher eine Stunde brauchte, sodass ich 50 freie Minuten gewonnen habe. Aber sobald wir das realisiert hatten, haben wir auch viel weitere Wege zurückgelegt. Also wir sind weiter weggezogen von der Arbeitsstelle, wir haben weitere Fahrten am Wochenende vor. (...) Und da kann man leicht sehen: Wenn wir die Wegstrecke versechsfachen und das Tempo nur verfünffachen, dann komme ich in Zeitnot. Das gilt für alle Dinge, die wir tun. Z.B. eine E-Mail schreiben geht doppelt so schnell wie einen Brief schreiben. Wenn wir also doppelt so viele Emails schreiben, wie wir früher Briefe geschrieben haben, dann bräuchten wir wieder gleich viel Zeit wie vorher. Aber de facto schreiben wir dreimal oder viermal so viele E-Mails. (...) Und deshalb kommen wir in Zeitnot. Die Steigerungsrate liegt über der Beschleunigungsrate. Das gilt sogar für Kleidung. Durch die Waschmaschine selbst brauchen wir vielleicht nur noch ein Drittel oder ein Viertel der Zeit, die wir früher fürs Waschen gebraucht haben. Dafür wechseln wir die Kleidung jetzt jeden, oder jeden zweiten Tag. (...) Jede neue Technologie verspricht uns: „Dann kannst du endlich tun, was du willst!“ Momentan gibt es schon erste Überlegungen der Mobilindustrie zu sagen: „Selbstfahrende Autos! Da kannst du im Auto die Zeit endlich nutzen für das, was du willst“ Aber die Folge davon ist doch, dass wir im Auto, im Zug, in der Straßenbahn, im Büro und zu Hause immer das Gleiche tun. Wir sind immer in dieser virtuellen Welt gefangen und können uns mal kurz auf Facebook, oder auf Spiegel-Online oder sonst wo bewegen. Das heißt, wir sind immer in der gleichen Welt, egal ob wir im Büro sind, oder im Flugzeug oder im Auto. (...) Es ist immer die gleiche virtuelle Oberfläche und da sehen wir, dass dieses Versprechen „Da kannst du endlich tun, was du willst“, offensichtlich nichts ist, was zu einem guten Leben führt.“¹⁴

Und ganz zum Schluss noch ein Zitat aus einem Kinderbuch – dort sind die Sachen manchmal so schön, so zauberhaft und so einfach auf den Punkt gebracht, wie gutes Leben funktionieren könnte:

¹⁴ Salzburger Nachtstudio vom 22. 03. 2017, Gutes Leben für alle, Hartmut Rosa, Minute 50:44 ff

*„Die Millimandeln waren freundliche Leute.
Sie stritten fast nie und brauchten deshalb keine Polizisten.
Sie konnten nicht lügen. Bei der kleinsten Unwahrheit wurde ihnen einfach schlecht.
Sie sangen und tanzten und lachten gerne.
Natürlich arbeiteten sie auch – aber nicht zu viel. Gerade genug, um gemütlich leben zu können. Nicht einen Handgriff mehr. Der Vater von Willi Millimandel war ein Bäcker. Um sechs Uhr früh fing er an zu backen und buk bis Punkt zwölf. Nicht eine Minute länger. Dann ging er zum See, die Millimandelfische füttern. Oder er legte sich ins Gras und sah den Millimandelschmetterlingen zu.“¹⁵*

WENN MANGEL REICH MACHEN KANN, KANN DANN ÜBERFLUSS ARM MACHEN?

Das wirklich gute Leben bringen uns die vielen technischen Entwicklungen nicht, aber viele sind doch überzeugt davon, dass sie einem das Leben erleichtern, dass wir einfach mehr Wahlmöglichkeiten haben und dadurch viel weniger müssen.

Wir müssen nicht mehr schwitzend den Rasen mähen.
Das macht jetzt der Mäh-Roboter für uns.

Wir müssen nicht mehr langwierig aus Samen Pflanzen ziehen, jäten, gießen und ernten, um zu unserem Gemüse zu kommen.
Das macht die Gärtnerei in Spanien für uns.

Wir müssen nicht mehr mit der Kraft unserer Hände den Keksteig im Advent kneten.
Das macht die Industrie für uns.

Wir müssen nicht mehr langwierig durch Wiesen und Wälder gehen und Kräuter für unseren Tee sammeln.
Die gibt es jetzt ganz günstig im Supermarkt zu kaufen.

Wir müssen selbst keine Hühner **mehr** halten und uns täglich um sie kümmern, um zu frischen Eiern zu kommen. Man kann sie das ganze Jahr über im Supermarkt kaufen und jetzt auch noch mit einem gewissen Aufpreis mit gutem Gewissen.

¹⁵ Willi Millimandl und der Riese Bumbum, Mira Lobe, Susi Weigl, Wien 1973 Verlag Jungbrunnen,

Wir müssen nicht mehr mühselig unseren Dreck selbst wegräumen.
Das macht die Putzfrau für uns.

Wir müssen uns als Eltern **nicht mehr** nervenaufreibend um die Bildung unserer Kinder kümmern.
Das macht jetzt die Ganztagschule für uns.¹⁶

Wir müssen keine aufwendigen und unhygienischen Kuchen mehr zur Geburtstagsfeier in den Kindergarten bringen.
Dort wird nur noch mit gekauften, garantiert hygienischen Kuchen gefeiert.

Diese Aufzählung ließe sich wahrscheinlich noch ganz lange fortsetzen. Und all diese freigeordnete Zeit, Energie und Kraft dürfen, müssen, oder können wir in unseren Arbeitsplatz stecken. Dafür bekommen wir dann Geld. Mit dem können wir uns das alles, was wir jetzt nicht mehr tun und herstellen müssen, kaufen. So hat alles seine Ordnung bekommen. Der Arbeitsplatz und das Geld machen es möglich und bestimmen weite Teile unseres Lebens.

ABER¹⁷ –ist es nicht auch schön und lustvoll, den Rasen zu mähen? So Schritt für Schritt den Garten abzugehen, den Geruch des gemähten Grases zu riechen, jeden Maulwurfshügel zu sehen und ihn einzuebnen und auch sonst alle Veränderungen im Garten wahrzunehmen? Sich eine gewisse Zeit lang langsam, riechend und mit freien Gedanken durch den eigenen Garten zu bewegen und Zeit in der Natur zu verbringen? Ist das alles nur eine Last?

ABER – ist es nicht auch zauberhaft, den Prozess von Samen in die Erde legen, gießen, von der Sonne bescheinen lassen, Keimblätter durch die Erde brechen sehen, behutsam umtopfen, weiter pflegen bis hin zum Ernten, miterleben zu dürfen? Macht nicht gerade das alles die Paradieser zu Meinen Paradiesern? Und wie und wo kann ich sonst dieses immer wieder kleine Wunder erfahren, dass aus einem 2 mm² Futzerl Samen eine 2 m hohe Pflanze wird, die mir viele köstliche Früchte schenkt und dazu all die Fragen und Gedanken darüber, wie das alles überhaupt möglich ist?

¹⁶ Diesen Absatz habe ich 2018, lange vor der Pandemie geschrieben und ich habe lange überlegt, ob ich ihn einfach herausnehme. Aber für mich ist der Stellenwert, den Kinder in unserer Arbeitsplatzgesellschaft haben, einfach ein ganz wichtiges Thema und deshalb möchte ich diesen Absatz beibehalten.

¹⁷ Man sollte sich dieses ABER lange und gedehnt ausgesprochen vorstellen, so als ob es ein aufmüpfiges und widerspenstiges Kind sagt.

ABER – ist es nicht ein Stückerl das Vorspiel zu Weihnachten und ist es nicht auch ein Genuss, mit den Händen all diese Zutaten, die sich zuerst so unterschiedlich anspüren – von trocken bröselig, über fettig-cremig bis hin zu schlitzig – so lange zu kneten, bis sie sich in einen geschmeidigen Teig verwandelt haben? Erfahren wir mit den Händen dadurch nicht ganz viel? Ist es nicht ein ganz kleines Stückerl von Wirkmächtigkeitserfahrung, wenn wir sehen, was durch ein paar Minuten unserer Hände Arbeit an Verwandlungsprozess passiert?

ABER – ist es nicht auch eine Freude, durch Wald und Wiese zu spazieren, sich am Reichtum der Natur zu erfreuen und sich einfach bedienen zu können? Bringen dieses genaue Anschauen und Erkennen der Pflanzen, das Riechen beim Trocknen uns nicht auch etwas ganz Besonderes? Ist dieser Tee vergleichbar mit den Teebeuteln aus dem Supermarkt?

ABER – ist es nicht ganz wunderbar, die Eier der eigenen Hühner als die Kostbarkeit zu begreifen und zu verstehen, die sie ist? Steckt nicht in diesen Meinen Eiern die Energie des täglichen Fütterns, des die Hühner gerne Beobachtens, des Kennenlernens der verschiedenen Laute und Verhaltensweisen, des sich um sie Kümmerns? Ist das alles nicht ein großes Stück Welt und Leben erfahren, begreifen und spüren?

ABER – bringt das selbst für den eigenen Dreck verantwortlich sein nicht vielleicht auch einen passenden Umgang mit Kleidung, mit Räumen, mit seiner Umgebung ganz allgemein?

ABER – ist es nicht etwas ganz Besonderes, mit den Kindern gemeinsam für einen Bio-Test oder eine Mathe-Schularbeit zu lernen? Sich gemeinsam über das Themenfeld herzumachen, das da gerade behandelt wird und so nebenbei zu erfahren, ob der Unterricht der Lehrerin gut, spannend, klar, oder fad und unmöglich ist. Und über die Krücken Schule und Lernen viel über den Alltag der eigenen Kinder zu erfahren? Ist es nicht auch schön und bereichernd, mit den Kindern die Lust am Denken zu pflegen und zu sehen, wie die eigenen Kinder einem in so manchen Bereichen schon überholen? Ist es nicht beglückend zu sehen, dass wir in vielem schon von unseren Kindern lernen können? Und ist die Lust am Denken nicht die Voraussetzung, Neues im Kopf entstehen zu lassen, Alteingesessenes hinterfragen zu können und gute Veränderung einleiten zu können?

ABER – ist es nicht ein ganz besonderer Moment, einmal im Jahr den Lieblingskuchen fürs eigene Mausi zu backen, zu verzieren und dann zu sehen, wie stolz es diesen ganz speziellen Kuchen in den Kindergarten zum Feiern mitnimmt?

Vielleicht überzeugen ja nicht alle ABERS, vielleicht nur wenige. Alle ABERS haben etwas gemeinsam – sie brauchen Zeit, Hinwendung und Energie – ja vielleicht Mühe. Diese haben wir oft nicht mehr zur Verfügung, weil wir alle Kraft in den Arbeitsplatz stecken, um das Geld zu verdienen, mit dem wir uns das alles günstig kaufen können. Aber es geht damit auch ein großes Stück Weltverstehen verloren. Aus der Kostbarkeit eines Eis wird ein Nahrungsmittel, das im besten Fall den Wert von 60 Cent hat, im übelsten Fall um 12 Cent zu haben ist.

Will ich da nicht doch lieber ein bisserl mehr Lebenszeit und ein bisserl weniger Geld haben?

In ihrem Hit „Die Reklamation“ der Gruppe „Wir sind Helden“ wird das so schön und schwungvoll auf den Punkt gebracht (müsste man sich jetzt anhören).

*Meine Stimme gegen dein Mobiltelefon
Meine Fäuste gegen eure Nagelpflegelotion
Meine Zähne gegen die von Doktor Best und seinem Sohn
Meine Seele gegen eure sanfte Epilation*

*Es war im Ausverkauf im Angebot die Sonderaktion
Tausche blödes altes Leben gegen neue Version
Ich hatte es kaum zu Hause ausprobiert da wusste ich schon
an dem Produkt ist was kaputt - das ist die Reklamation*

*Ich will
Ich tausch nicht mehr ich will mein Leben zurück
Guten Tag ich gebe zu ich war am Anfang entzückt
aber euer Leben zwickt und drückt nur dann nicht
wenn man sich bückt
Guten Tag*

*Meine Stimme gegen die der ganzen Talkshownation
Meine Fäuste für ein müdes Halleluja und Bohnen
Meine Zähne gegen eure zahme Revolution
Visionen gegen die totale Television*

*Es war im Ausverkauf im Angebot die Sonderaktion
Tausche blödes altes Leben gegen neue Version
Ich hatte es kaum zu Hause ausprobiert da wusste ich schon
an dem Produkt ist was kaputt-das ist die Reklamation*

*Guten Tag guten Tag ich will mein Leben zurück
Guten Tag guten Tag ich will mein Leben zurück
Guten Tag guten Tag ich will mein Leben zurück
Ich tausch nicht mehr ich will mein Leben zurück
Guten Tag ich gebe zu ich war am Anfang entzückt
aber euer Leben zwickt und drückt nur dann nicht
wenn man sich bückt
Guten Tag¹⁸*

Ich habe meinen Arbeitsplatz verlassen, ich bin jetzt nur noch tätig.
Wir leben gerade in einer Gesellschaft, in der es so viele zugeteilte Plätze gibt. Es gibt nicht nur den Arbeitsplatz, den Kindergartenplatz, den Schulplatz und den Platz im Pflegeheim. Und alle diese Plätze werden ähnlich streng und akkurat eingeteilt, wie wenn man einem Hund mit dem passenden Kommando seinen Platz zuweist. Und an jedem Platz entstehen eigene Regeln von dem, was dort Platz hat und was nicht. Und jeder Platz ist streng definiert, abgesichert und abgegrenzt. Ob diese Plätze Orte des guten Lebens sind, möchte ich bezweifeln. Ich glaube jedenfalls, dass in meinem, zum echten Leben verwandelten Traumlandleben weite Räume bestehen, in denen gutes Leben stattfinden kann.

Oft kommentieren meine Freundinnen mein alltägliches Tätig sein von Brotbacken, Kekse backen übers Garteln bis hin zum Nähen, Malen und Schreiben mit dem Satz: „Dafür habe ich (leider) keine Zeit“. In manchen Stimmlagen schwingt ein bisschen Sehnsucht mit. Bei manchen glaube ich sogar so etwas wie einen kleinen Vorwurf herauszuhören. So, als ob an meiner Art zu leben etwas Anstößiges oder gar Unanständiges wäre. So ganz ohne Arbeitsplatz und mit so viel Zeit für Dinge, für die man heute eigentlich gar keine Zeit mehr haben dürfte.

Voraussetzung für mein stimmiges Tun, dafür, dass mein Tätig sein nicht zur Arbeit wird, ist, dass ich dann das Brot backe, wann ich es möchte, oder weiß, dass ich meine Gäste damit verwöhne. Dass ich dann die Kräuter sammle, wenn ich Lust drauf habe und das Wetter passt. Und das Alternativ-Nutella nur dann rühre, wenn Gäste kommen, damit sie bei mir ein ganz besonderes Frühstück bekommen. Diese Kostbarkeiten gibt es nur in begrenztem Rahmen, nur bei mir. Und diese Begrenztheit, die sich einfach aus meinem Leben, meiner Energie und Kraft ergibt, macht mein Platzerl einzigartig.

¹⁸ <https://www.songtexte.de/songtexte/wir-sind-helden-guten-tag-13217503.html> 27.01.21

Täglich Brot backen zu müssen, um es zu verkaufen, interessiert mich nicht und würde mir die Freude daran verderben. Die Freude beim Tun ist aber eine wesentliche Zutat, die zum Gelingen maßgeblich beiträgt. Deshalb möchte ich nur noch Dinge tun, die ich gern mache. Ich habe ja hohe Ansprüche an mein Tun. Um mir dieses lustvolle Tun erhalten zu können, müssen das Maß, die Menge und das Tempo stimmen. Durch das immer weiter Steigern des Maßes, der Mengen und des Tempos wird so vielen Leuten die Freude an Tätigkeiten, die sie eigentlich sehr gerne machen, genommen. Die Menschen kommen unter Druck, die Erde ebenfalls. Die riesigen Mengen an verbrauchten Rohstoffen, verbrauchter Energie einerseits und die riesigen Mengen an Verschmutzung des Bodens, der Luft und des Wassers andererseits, kann vom System Erde, auf dem die Menschheit jetzt schon seit ein paar Millionen Jahren lebt, nicht mehr verkraftet werden. Also machen wir mit dieser Haltung nicht nur uns selbst kaputt, sondern auch den Planeten, auf dem wir leben, der sowohl unsere Lebensgrundlage als auch die unserer Kinder und Enkelkinder ist.

Kann es sein, dass uns durch all diese Erleichterungen und durch den Fortschritt die natürlich eingebaute Bremswirkung abhandengekommen ist? Wenn ich mit Mühe, Kraft, Energie, Aufmerksamkeit und Liebe ein Produkt herstelle, dann ergibt sich daraus eine Begrenztheit, da ja meine Mühe, Kraft, Energie, Aufmerksamkeit und Liebe eben nicht unendlich sind. Lagern wir die Herstellung aber an eine Maschine aus, dann verschieben sich diese Grenzen. Wahrscheinlich ist dieses Auslagern für uns schon ein bekannter Mechanismus. Zuvor lagerten wir die schwere Arbeit an andere Menschen aus. Und da gibt es jetzt zwei Möglichkeiten. Ich kann diesem Menschen sehr dankbar sein, dass er für mich die Bäume fällt, die schweren Steine schleppt und den Wert seiner Arbeit schätzen, ihn reich belohnen und tief in seiner Schuld stehen. Oder, wenn ich das nicht möchte, kann ich diese seine Arbeit gering schätzen, ihn selbst entwerten – soweit, dass ich ihm nicht mal mehr das Menschsein zugestehe. Damit habe ich mich von der Schuld freigespielt, ich kann es dann rechtfertigen, dass ich diesem Menschen wenig oder nichts bezahle. Mit diesem System, das seit Jahrtausenden läuft, haben wir etwas Grundlegendes eingelernt. Nämlich, dass durch Auslagern die Grenzen unseres eigenen Handelns, unserer eigenen Kraft verschiebbar sind, dass wir sie nicht mehr spüren, dass sie nicht mehr unsere Grenzen sind und deshalb auch nicht mehr zählen. Sie verlieren damit auch die Funktion des Leitens, Warnens – vielleicht auch in einem gewissen Maß – Schützens.

Beim Auslagern an die Maschine war das dann zwar ein weiterer gewaltiger Schritt, aber das Prinzip war nicht neu. Die Maschine kann so viel mehr Brot kneten und Backen als Menschen das können, und sie macht es auch so günstig. Die Maschine erzeugt so viel billiges Brot, dass wir es sogar in großen Mengen wegschmeißen können. Und da ist er

wieder dieser Punkt: Maschinenbrot kann man wegschmeißen, selbst gemachtes Brot nur ganz schwer. Es ist, als ob durch das selbst Tun, durch das Übertragen von Mühe, Kraft, Energie, Aufmerksamkeit und Liebe sich so etwas wie geistige Verbindungsfäden zwischen dem hergestellten Gut und mir ergeben. Verflochten und eingesponnen, verbunden und verwoben, reingeknetet und eingerührt. Würde ich mein selbst gemachtes Brot wegschmeißen, würde ich auch ein Stück meiner Mühe, Kraft, Energie, Aufmerksamkeit und Liebe wegschmeißen, weil durch diese geistigen Fäden immer noch eine Verbindung zu mir besteht.

Mit dem Auslagern an andere Menschen und Maschinen entstehen diese Verbindungen nicht. Wir können ganz viele Herstellungsprozesse nicht mehr nachvollziehen, sie passieren nicht mehr in unserem Wahrnehmungsbereich. Wir kennen nur noch das fertige Produkt und wissen nicht, wie und wo und wer es hergestellt hat. Und das ist wahrscheinlich auch ganz bewusst so gewollt. Würde ich bei jedem Produkt das Elend spüren, das es in sich trägt, ich würde es nicht kaufen. Aber durch diese vielen Zwischenschritte, durch dieses immer weiter von mir weg auslagern, gelingt es dem System, das gesamte damit zusammenhängende Elend zu vernebeln. Und wir fühlen uns wohl, wenn wir uns ein neues, günstiges Kleidungsstück oder ein so appetitliches Schnitzerl in der Styroportasse kaufen. Und all die Dokus und Reportagen, die wir natürlich alle kennen, schaffen es nicht so in uns einzudringen, dass wir der wohl inszenierten Verlockung in Supermarkt und in der Shoppingmall doch wieder erliegen.

Wir entfernen uns Schritt für Schritt weg von Mühe und Kraft aufwenden, von Energie, Aufmerksamkeit und Liebe in etwas stecken, wir gehen Schritt für Schritt darauf zu, Geld in etwas zu stecken. So wird auch unser Maß verändert. Nicht mehr die Mühe, Kraft, Energie, Aufmerksamkeit und Liebe geben den Wert an, sondern das Geld.

Gehen wir Schritt für Schritt hin zu einem „Mit Geld ist alles möglich“, „Mit Geld gibt es keine Grenzen“? Gehen wir Schritt für Schritt hin zum Schlaraffenland? Gehen wir Schritt für Schritt hin zum Paradies, aus dem wir einst vertrieben wurden? Ist dieses Paradies unser Vorbild, unser Sehnsuchtsort? War in diesem Paradies alles leicht und mühelos? Musste man im Paradies nichts tun, außer den Vorgaben Gottes Folge leisten?

Was taten Eva und Adam eigentlich den ganzen Tag in diesem Paradies?

„Da formte Gott, der Herr, den Menschen aus Erde vom Ackerboden und blies in seine Nase den Lebensatem. So wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen. Dann legte Gott, der Herr, in Eden, im Osten, einen Garten an und setzte dorthin den Menschen, den er geformt hatte. Gott, der Herr, ließ aus dem Ackerboden allerlei Bäume wachsen, verlockend anzusehen und mit köstlichen Früchten, in der Mitte des Gartens aber den

Baum des Lebens und den Baum der Erkenntnis von Gut und Böse. (...) Gott, der Herr, nahm also den Menschen und setzte ihn in den Garten von Eden, damit er ihn bebaue und hüte. Dann gebot Gott, der Herr, dem Menschen: Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, doch vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse darfst du nicht essen; denn sobald du davon isst, wirst du sterben. (...) Die Schlange war schlauer als alle Tiere des Feldes, die Gott, der Herr, gemacht hatte. Sie sagte zu der Frau: Hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft von keinem Baum des Gartens essen? Die Frau entgegnete der Schlange: Von den Früchten der Bäume im Garten dürfen wir essen; nur von den Früchten des Baumes, der in der Mitte des Gartens steht, hat Gott gesagt: Davon dürft ihr nicht essen und daran dürft ihr nicht rühren, sonst werdet ihr sterben. Darauf sagte die Schlange zur Frau: Nein, ihr werdet nicht sterben. Gott weiß vielmehr: Sobald ihr davon esst, gehen euch die Augen auf; ihr werdet wie Gott und erkennt Gut und Böse. Da sah die Frau, dass es köstlich wäre, von dem Baum zu essen, dass der Baum eine Augenweide war und dazu verlockte, klug zu werden. Sie nahm von seinen Früchten und aß; sie gab auch ihrem Mann, der bei ihr war, und auch er aß. Da gingen beiden die Augen auf und sie erkannten, dass sie nackt waren. Sie hefteten Feigenblätter zusammen und machten sich einen Schurz.“¹⁹

Ich bin mir eigentlich gar nicht mehr sicher, ob ich das Schlaraffenland oder das im Alten Testament beschriebene Paradies so gut und erstrebenswert finde. Ich glaube, ich würde dort nicht leben wollen. Was tut man dort den ganzen Tag, außer die Gebote Gottes zu befolgen? Nach welchen Wertmaßstäben handelt man im Paradies, wenn man nicht selbst erkennt, was gut und was böse ist? Wer trifft die Entscheidungen über meine Handlungen, wenn ich nicht die Erkenntnis über deren Folgen und Auswirkungen habe? Kann man überhaupt von Menschen sprechen, wenn man von gebotsgeleiteten Wesen spricht, die keine Verantwortung für ihr eigenes Handeln übernehmen können, da ihnen ja die Erkenntnis fehlt? Vielleicht verstehe ich ja grob was miss, vielleicht ist das Paradies in dieser Bibelstelle nicht genau genug beschrieben. Vielleicht ist das auch alles ein bisschen anmaßend, wo ich doch nicht Theologie studiert habe, sondern einfach nur so vor mich hin denke.

Da ich aber davon überzeugt bin, dass gerade diese alten Schriften dadurch lebendig bleiben, dass man sie immer wieder neu lesen und interpretieren kann, ist für mich auch diese meine Betrachtungsweise, neben all den anderen, eine zulässige.

Nach fünf Jahren Leben am Land im „Sissi-Paradies“ muss ich sagen, dass ich Eva sehr dankbar bin. Sie muss eine neugierige, aufgeweckte und wissbegierige Frau gewesen sein. Vielleicht war ihr auch einfach fad im Paradies, ich könnte mir das gut vorstellen. Sie hat uns durch das Kosten des Apfels das Verantwortung Übernehmen gebracht und hat uns

¹⁹ <https://www.uibk.ac.at/theol/leseraum/bibel/gen3.html>, 29. 04. 2018

somit zu Menschen gemacht. Tiere unterscheiden sich vom Menschen dadurch, dass sie instinkt- und triebgesteuert sind. Eva und Adam waren gottesgebotgesteuert. Ist schon ein Unterschied, aber ein kleiner. Erst der Mensch, so wie wir ihn definieren, benutzt seinen Verstand, seine Empfindung, seine Erfahrungen, seine Erkenntnis, sein Gefühl und seine Intuition und handelt hoffentlich nach Abwägung all dieser Erfahrungen und Eindrücke. Oft sehr gut, klug, empathisch und richtig, leider aber auch oft unklug, ohne jegliches Gefühl, nicht gut abgewogen und falsch. Und trotzdem bin ich froh, für mein Handeln und meine Entscheidungen selbst verantwortlich zu sein und möchte nicht mit einer Katze tauschen, die sich paart, wenn es ihr ihr Körper anzeigt und die Vögel und Mäuse jagt und fängt auch ohne Hunger, einfach weil sie von ihrem Jagdinstinkt gelenkt wird. Ihr kann man keinen Vorwurf machen, für sie gelten die Kategorien „Gut und Böse“ nicht.

Eben weil sie für mich und alle anderen Menschen schon gelten, bringt es eine spannende lebenslange Auseinandersetzung mit sich. Auch wenn sie manchmal sehr anstrengend ist, ich möchte sie nicht missen. Sie fordert den Geist, die Wahrnehmung, das Denken, das Fühlen,... all diese besonderen Fähigkeiten, die der Mensch hat und die ihn eben zum Menschen machen.

Und auch die Phrasen „im Schweiß deines Angesichts“ und „unter Schmerzen wirst du deine Kinder gebären“ scheinen mir nicht so negativ sein, wie sie oft dargestellt werden. Man kann sie auch so lesen, dass wir ab dem Zeitpunkt der Erkenntnis auf eine ganz neue Art mit unserem Körper in Verbindung treten. Dass wir spüren, wenn es genug oder zu viel ist, dass wir schwitzen, dass wir uns riechen, dass wir unseren Körper bewusst wahrnehmen. Wir nehmen die Grenzen unserer Kraft und Leistungsfähigkeit wahr, wenn wir schwitzen. Wir kommen an unsere Grenzen und lernen damit umzugehen. Auch Schmerzen können als genau dieses Aufmerksamwerden gelesen werden. Anstrengungs-, Schmerz- und Schwitzerfahrungen stecken grob unseren Rahmen, unseren Spielraum ab. Sie zeigen eben jene Linien auf, die auf ein Maß hinweisen, das sowohl für den Menschen als auch für die Natur, passend ist. Sie zeigen uns also die richtige Dosis an.

Mit dem Überwinden und Verschieben dieser Grenzen durch die vielen technischen Erleichterungen, vor allem durch den Rohstoff Erdöl und den damit verbundenen Antriebsmöglichkeiten und dem damit einhergehenden „so vieles nicht mehr müssen“, bzw. es schmerz- und schweißfrei erledigen zu können, ist der Menschheit auch eine Orientierungshilfe abhandengekommen. Ohne Grenzen ist die Grenzenlosigkeit gekommen – grenzenloser Konsum, grenzenloses Wirtschaftswachstum, grenzenloser Verbrauch, die Propagierung des grenzenlosen Wachstums,... All diese Grenzenlosigkeit auf einem begrenzten Planeten.

Und doch gibt es immer mehr Menschen, die diese Grenzen unseres Planeten deutlich wahrnehmen, deutlich spüren. Natürlich habe ich die Hoffnung, dass diese bald noch viel mehr werden.

Vielleicht könnte man auch sagen, dass das alles nicht so weit gekommen wäre, wenn Eva nicht vom Baum der Erkenntnis gekostet hätte. Dann wären wir als Menschen halt einfach eine weitere Tierart gewesen und unser Instinkt wäre Gott. Und alles wäre wunderbar langweilig. Nein, nein – ich finde es schon gut, dass Eva so neugierig war.

DIE GRENZENLOSE WELT DES GELDES

Sowohl die Bedeutung von Geld, als auch sein gesellschaftlicher Stellenwert, unterliegen einem Wandel, so wie alle Systeme, die der Mensch entwickelt hat. Das gilt natürlich nicht nur für das Geld, das verhält sich genauso beim System Familie, beim System Wirtschaft, beim System Religion, usw. Alles vom Menschen Entwickelte kann auch wieder modifiziert, angepasst und verändert werden. Oft findet diese Veränderung aber nicht ganz offensichtlich, oder nur in manchen Bereichen, oder in unterschiedlichen Geschwindigkeiten statt. Wir verwenden immer noch das gleiche Wort Geld, obwohl sich seine Funktionen, Bedeutungen und auch Auswirkungen in den letzten Jahrzehnten sehr stark gewandelt haben.

So war es z.B. in meiner Kindheit sinnvoll und wurde auch als gut angesehen, wenn man sein Geld sparte und es auf die Bank trug – es also dort auf ein Sparbuch legte. 50 Jahre später wird man für dumm erklärt, wenn man das tut und Banken denken darüber nach, sogar Geld dafür zu verlangen. Das neue Sparbuch ist die Immobilie geworden – mit verheerenden Folgen für viele, und geldvermehrenden Folgen für wenige. Unser Rechtssystem hat auf diesen Wandel noch nicht reagiert und diesem Missstand folglich nichts entgegenzusetzen.

Oder noch so eine irreführendere Wandlung: Irgendwann früher wurde der Besitz von Geld mit Fleiß und Tüchtigkeit gleichgesetzt, nach dem Motto: Wer viel gearbeitet hat, ist zu Reichtum gekommen. Diese Wertehaltung ist immer noch in ganz vielen Köpfen und auch Herzen – dort gibt man meist den Sitz von Gefühlen an – verankert. Und im Umkehrschluss sind dann Menschen, die wenig Geld besitzen, oder gar arm sind, faul und arbeiten nichts oder zu wenig. Und eigentlich wissen wir alle, dass es ganz viele Menschen mit ganz wenig Geld gibt, die sehr viel arbeiten und sehr fleißig sind. Und umgekehrt gibt es ganz viele Menschen, die ihr vieles Geld beim Spekulieren mit Aktien, mit Glück, oder von ihren Eltern

vererbt, also geschenkt bekommen haben, also genau gar nichts für ihr vieles Geld getan haben. Wie weit müsste man bei den Esterhazys zurückgehen, um die Person ausfindig zu machen, die diesen Reichtum begründet hat?

Und trotzdem empfindet ein Großteil der Menschen eine Erbschaftssteuer, die ab einer Million Euro zu zahlen wäre, immer noch als ungerecht. Obwohl alle Zahlen, Fakten und Daten belegen, dass es in den letzten Jahrzehnten zu einer Umverteilung von unten nach oben gekommen ist. Die „sogenannten“ kleinen Männer, die mit ihrer zunehmenden Verarmung dazu beitragen, dass die wirklich Reichen immer mehr besitzen, wehren sich vehement gegen so eine steuerliche Gegenmaßnahme. Auch dass die Lebensqualität und Zufriedenheit in Gesellschaften, in denen die Unterschiede zwischen Arm und Reich nicht allzu groß sind, höher ist, kann man in vielen Studien nachlesen. Und das abschreckende Beispiel der französischen Revolution, an dem man sieht, wohin ein enormes Gefälle führen kann, haben wir alle in der Schule gelernt.

An diesen Beispielen kann man ablesen, wie sehr sich die Realitäten und die Bedeutungen rund um das Wort Geld geändert haben. Unser Gefühl, unsere Prägungen und Erziehung sind oft nicht so schnell mit dem Wandel, die hinken oft sehr weit hinterher. Da haben Dinge noch lange einen Wert, weil wir eben mit diesen Werten groß geworden sind und in diesen Wertzusammenhängen denken gelernt haben. Die Rahmenbedingungen allerdings haben sich oft dermaßen geändert, dass sich so mancher frühere Wert stark verändert oder sogar als wertlos herausgestellt hat.

Mit einem Blick zurück in die Menschheitsgeschichte und ihrem Tauschen von Waren, möchte ich kurz anreißen, wie wandelbar Geld ist und welche gesellschaftlichen Veränderungen so manche Wandlung hervorgerufen hat. Viele dieser Wertewandlungen sind eigentlich keine positiven. Das Positive daran ist aber vielleicht der Umstand zu erkennen, dass diese vielen, von Menschen herbeigeführten, Änderungen wiederum veränderbar sind. Wir können, dürfen und müssen die Verhältnisse also ändern, wenn sie nicht mehr passen.

Die Dinge, die uns das Leben gut und lebenswert machen, tauschen zu können, war ein großer Schritt in der Menschheitsgeschichte und liegt schon weit zurück. Sich auf etwas spezialisieren zu können, das man gerne tut, es deshalb öfter tut und es so klarerweise immer besser kann, ist ein sinnvoller Schritt in Richtung Arbeitsteilung. Warum weben, wenn ich lieber spinne, warum töpfern, wenn ich lieber Stein bearbeite, warum jagen, wenn ich lieber durch die Wälder streife und Nahrung sammle. Alles ist sinnvoll und alles bringt der Gemeinschaft, in der ich lebe, etwas.

Spezialisierungen, erste Berufe entstanden in der Jungsteinzeit, die Epoche, in der die Menschen allmählich begannen, sesshaft zu werden. Man tauschte vermehrt notwendige,

oder das Leben angenehmer machende, oder das Leben und sich selbst verschönernde Produkte aus. Diese Art des frühen Handels war auf die persönliche Reichweite beschränkt. Die Menschen, die Waren tauschten, kannten einander. Sie kannten auch die Waren, die es zu tauschen gab. Beide Tauschpartner entschieden, welche Ware gegen welche andere getauscht wurde, sodass es für beide passte. Noch fand dieser Tauschhandel innerhalb der Gruppe statt, von der man ein Teil war. Und diese Gruppe hatte ihre, für diesen Tauschhandel passenden, Regeln entwickelt.

Klar wurde man in diese Gruppe hineingeboren und vielleicht wurde man dann innerhalb einer Sippe in eine Töpferfamilie geboren und dadurch automatisch zur Töpferin. Aber in diesen frühen Gesellschaftsgruppen funktionierte Leben und Überleben einfach ganz anders. Begriffe wie Individualität, Autonomie des Einzelnen, Selbstbestimmung und persönliche Freiheit wären existenzbedrohend gewesen, weil das Überleben erst durch die Gruppe, der man angehörte, gesichert war. Ausschluss aus der Gemeinschaft war in allen frühen Kulturen so gut wie ein Todesurteil.

Die Entdeckung, dass aus manchen Gesteinsbrocken bei hohen Temperaturen ein neuartiges Material in flüssiger Form herauskommt, das dann im erkalteten Zustand wieder hart wird, änderte viel. Diese Änderungen waren weit bedeutsamer, als einem das beim ersten Hinschauen bewusst wird. Metall ist weit mehr als nur ein neues Material. Die Struktur in den Gruppen und Gemeinschaften, die Art des Erzeugens und Wirtschaftens, die Art des Handelns vollzogen einen gravierenden Wandel. Die Gesellschaft hierarchisierte sich zunehmend, die Arbeitsteilung wurde weiter spezialisiert und der Handel mit weit entfernten Gegenden wurde zum Alltag. Diese neue, viel weitreichendere Form des Handelns brachte eine neue Form des Tauschwertes hervor, ein ewig haltbarer und transportabler Tauschwert. In dieser sich stark veränderten, hierarchisch weiter untergliederten Gesellschaft entstand eine Oberschicht, eine Herrscherklasse. Und es war auch bald klar, dass diese Oberschicht, der plötzlich Wälder und Berge „gehörte“, diesen metallenen Tauschwert produzierte und kontrollierte. Barren, Ringe, Metallklumpen in Kupfer, Bronze, Silber und Gold entstanden, markiert mit den Symbolen der Obrigkeit.

Erst dieses System, in dem man Reichtum in weit größerem Stil anhäufen und an eigene Nachkommen weitergeben konnte, somit Besitz erstmals zu einem Macht- und Herrschaftsinstrument wurde, brachte es mit sich, diesen Besitz zu verteidigen. Damit gab es einen weiteren neuen Beruf – den Krieger. Und diese Krieger wiederum konnten durch dieses neue Material „Metall“ auch ganz neue Waffen und Techniken entwickeln. Klar gab es schon in der Steinzeit Werkzeuge zur Jagd, die man auch als Waffen bezeichnen konnte, und es werden wohl nicht nur Bären und Hirsche damit erlegt worden sein. Aber in diesen,

vergleichbar besitzlosen, Zeiten entsprang das sich Verteidigen einer ganz anderen Notwendigkeit.

Dieses Vermehren von Besitz, ja das regelrechte Anhäufen von Metallklumpen oder gekennzeichneten Metallplättchen, wäre bei Tonkrügen, wollenen Umhängen oder erlegten Tieren eher schwierig. Auch wenn Pelz in Russland schon früh zu so etwas wie einem Zahlungsmittel wurde, so war doch das Geld die Form, die sich letzten Endes durchsetzte. Erst durch dieses Metall konnten Formen von Reichtum und Besitz geschaffen werden, die für uns heute ganz selbstverständlich sind.

Und noch eine wesentliche Änderung gab es durch die Anhäufungsmöglichkeit von metallenen markierten Klumpen. Es gab erstmals die Möglichkeit, seinen Besitz über den Tod hinaus den eigenen Nachkommen zu vermachen. So wurde es zunehmend wichtig zu wissen, wer die Eltern, sprich die Väter der Kinder sind. In frühen Kulturen war die Zugehörigkeit zur Sippe oft über die Mutterlinie geregelt, weil man ja immer wusste, wer die Mutter war. Die Mutterbrüder – also das, was bei uns heute der Onkel ist – war der männliche Teil des Sozialsystems innerhalb eines solchen Matriklans und deckte die männliche Zuständigkeit innerhalb dieser Gruppe ab. Noch in frühen griechischen Kulturen wurden Namen und Besitz über die Mutterlinie weitergegeben.

Das gesamte gesellschaftliche System in Bezug auf wirtschaftliche Versorgung und Absicherung erfuhr eine tiefgreifende Veränderung. Irgendwann ist aus dem System Clan das System Familie geworden. Und allmählich wurden Frauen zu Gebärerinnen legitimer Nachkommen. Den Besitz an die eigenen Kinder weitergeben zu wollen, machte die Kontrolle über die weibliche Sexualität notwendig.²⁰

Das alles hat die Entdeckung des Materials Metall für uns Menschen geändert.

Auch wenn das Geld an sich im Alltag von Bauern und Bäuerinnen über weitere Jahrtausende keine große Rolle spielte, wirkte es sich trotzdem maßgeblich auf ihr Leben aus, indem es Gesellschafts- und Wirtschaftsstrukturen änderte. Geld spielte schon eine Rolle, aber nicht im Alltag, nicht für die Dinge des alltäglichen Lebens. Das war auch in den frühen Hochkulturen noch so und auch noch zu Beginn des europäischen Mittelalters. Der Zehent wurde anfänglich in Naturalien geleistet. In vielen mittelalterlichen Kalenderbüchern ist genau aufgelistet, zu welcher Jahreszeit welche Naturalien abgeliefert werden müssen. Erst im Hoch- und Spätmittelalter und der frühen Neuzeit wurden zusätzlich zu den Naturalien und den Frondiensten auch Geldleistungen verlangt. Mit zunehmender Errichtung von Burgen, Schlössern, Stiften und Klöstern, Kathedralen und Domen wurde

²⁰In folgendem Buch kann man diese Entwicklung ganz ausführlich nachlesen: Elisabeth Banditer, Ich bin du. Auf dem Weg in die androgyne Gesellschaft, 1984, deutsche Übersetzung von Friedrich Griese, (München 1994) Deutscher Taschenbuch Verlag

immer mehr von diesem Geld benötigt. Und auch zu dieser Zeit war Geld für die breite Masse der Bevölkerung noch lange kein Alltagsphänomen. Das Leisten der Abgaben in Form von Geld brachte die Bauern und Bäuerinnen allerdings zunehmend unter Druck.

Mit dem Aufblühen der europäischen Städte, in denen regelmäßig Markt abgehalten wurde, bekam das Geld einen neuen Stellenwert. Das Leben und die Versorgung der Stadt waren weit abhängiger vom Tauschwert Geld. Da es den städtischen Bewohnern ja nicht möglich war, sich selbst mit Lebensmitteln zu versorgen, mussten sie diese aus dem Umland beziehen. Diese dort erzeugten landwirtschaftlichen Produkte wurden in die Städte geliefert und dort verkauft, das heißt dass die Stadtbevölkerung schon viel früher einen viel alltäglicheren Umgang mit Geld hatte als die Menschen am Land.

Lief die Wirtschaft gut – und vor allem die Basis allen Produzierens, die Landwirtschaft, so konnten in den Städten große Reichtümer angehäuft werden. Waren die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen allerdings schlecht und gab es Missernten, so war das Elend und die Verarmung in den Städten weit schlimmer. Natürlich immer nur auf die breite Masse der Bevölkerung bezogen – diese stellen für mich meine Bezugsgruppe dar. Dass Herrscher, Fürsten und Priester, von den Pharaonen bis heute, sich das Recht herausnehmen, nie zu verarmen und nicht zu verhungern, versteht sich fast von selbst.

Mit dem Aufkommen des Verlagswesens als neue Produktionsform bekommt Geld in Form von Kapital wiederum ein neues Gesicht, eine neue Dynamik, und wieder eine neue Kraft, die das System Gesellschaft veränderte. Eine neue Form von Macht beginnt sich zu etablieren und das alte Machtgefüge sukzessive zu untergraben. Die feudale Gesellschaft, deren Strukturen und Hierarchien auf Grund und Boden aufbauen, wird langsam in eine kapitalistische Gesellschaft, deren Machtgefüge über das Kapital reguliert wird, umgewandelt. Solche Prozesse beginnen an einzelnen Punkten und ziehen sich über Jahrhunderte. Zu Beginn war diese Veränderung nur für ganz wenige reiche Bürgerfamilien, wie z. B. die Fugger relevant. Für meinereiner Vorfahren änderte sich vorerst noch nicht so viel. Kapital ist eine neue Denkart von Geld und braucht deshalb auch einen neuen Begriff.

Die Kombination aus der Denkart Kapital und einer Epoche der landwirtschaftlichen Überschüsse machte Industrialisierung überhaupt erst möglich. Verbesserungen in der Landwirtschaft erleichterten die Arbeit und erhöhten die Erträge. So wurden Arbeitskräfte freigesetzt und die Bevölkerungszahl stieg auf Grund der guten Ernährungslage. Somit war auch das Produzieren in größeren Mengen sinnvoll. Die ersten Manufakturen entstanden, und später mit dem Einsatz von Wasserkraft, und bald darauf Dampf, als Antriebsenergie die ersten Fabriken. Ab da ging es dann ganz rasant dahin mit der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Transformation.

Die Erzeugung eines Produktes wurde in viele kleine Einzelschritte zerlegt, sodass auch ungelernete Arbeiter und Arbeiterinnen einen solchen kleinen, sich immer wieder wiederholenden Arbeitsschritt bald erlernt hatten. Der Fabrikarbeiter und die Fabrikarbeiterin wurden zu einer schnell anwachsenden gesellschaftlichen Gruppe. Diese erhielten Lohn. Erstmals erhielten meinereiner Vorfahren Geld und ihr alltägliches Leben und Überleben hing vom Geld ab. Verbessert hat dieses Geld ihr Leben allerdings nicht. Es bot ihnen nur die Möglichkeit, aus der Abhängigkeit der ländlichen Gesellschaft als Knechte oder Mägde zu entfliehen und in der Stadt als Freie ein neues Leben zu beginnen.

Die Industrialisierung brachte aber nicht nur das Entstehen einer neuen Gesellschaftsschicht, es brachte auch große Umwälzungen in der Produktion und der Bedürfnisbefriedigung durch Waren. Die Ära der Massenproduktion hatte begonnen. Der Impuls des „Ich benötige dieses oder jenes Produkt“, der bis dahin der Anstoß für die Erzeugung desselben war, rutschte jetzt an eine Stelle weiter hinten. Heute steht er, würde ich sagen, an letzter Stelle.

Die längste Zeit der Menschheitsgeschichte war der Umstand, dass einem kalt war, der Auslöser dafür, sich selbst ein wärmendes Kleidungsstück herzustellen, oder, bei Leuten mit Geld, sich eines anfertigen zu lassen. Aber der Erzeugungsprozess wurde durch einen Bedarf angestoßen. Seit der Zeit der Industrialisierung wurde diese Logik umgedreht. Also nicht mehr die Person, die einen Mantel braucht, geht in die Schneiderei und setzt die Produktion eines Mantels in Gang, sondern es werden Mäntel in großer Stückzahl produziert, weil man weiß, dass es Menschen gibt, die Mäntel brauchen werden. Diese Umkehrung steigerte man so weit, dass heute Dinge produziert werden, von denen man weiß, dass sie die Menschen nicht brauchen. Aber da wir in Sachen Werbung schon so versiert sind, können wir jeden Scheiß produzieren. Mit der passenden Werbung, mit den Zauberwörtern neu und modern, kann man Menschen dazu bringen, das alles auch zu kaufen. Welch absurden Formen das annehmen kann, ist am Beispiel von Nespresso wunderbar nachzuvollziehen.

Ich glaube, mit diesem Umkehrschritt hat auch der Umstand begonnen, an dem der Wert eines Mantels nicht immer mit dem adäquaten Geldtauschwert übereinstimmen musste. Der Preis wurde verhandelbar, ist variabel geworden und hat dadurch an Macht gewonnen. Die engen Vorgaben der Schneiderzunft, die die Preise über lange Zeit streng geregelt hatten, galten für diese neue Produktionsweise nicht mehr. Die Handwerkszünfte, lange Zeit eine mächtige Institution, konnten die, sie bedrohende, Entwicklung nicht aufhalten. Letztendlich entscheidet der Preis, die Menge an Geld, die man für ein Produkt hinlegen muss, darüber, was vermehrt gekauft wird.

Es gibt ganz viele Theorien zur Entstehung dieses Preises. Ähnlich einem Naturgesetz soll dieser durch Angebot und Nachfrage bestimmt werden. Das haben wir auch schon alle in der Schule gelernt. Damals war das für mich auch ganz logisch und stimmig. Heute weiß ich, dass das eine viel zu einfache Logik ist. Und dass sie nicht stimmt, kann man z.B. daran ablesen, dass sich dieser Logik zufolge Pflegekräfte im Moment ja eine goldene Nase verdienen und alle Menschen in diese Berufssparte drängen müssten.

Der Preis verselbstständigt sich, er bekommt eine Macht. Und durch diese Macht des Preises können große gesellschaftliche Zusammenbrüche herbeigeführt werden, die eigentlich niemand will.

Das war schon im Römischen Reich so, als nach den vielen Eroberungszügen rund um das Mittelmeer, vor allem nach den Punischen Kriegen, die Menge an Sklaven immer größer wurde. Diese mussten eben zu den Bedingungen der Sklaverei die Latifundien ihrer Herren bewirtschaften. Die Folge war, dass die landwirtschaftlichen Produkte der freien römischen Bauern auf den Märkten der Städte nicht mehr konkurrenzfähig waren und die Bauern verarmten, in Schuldknechtschaft gerieten und auf diese Weise ähnlich unfrei wurden wie die Sklaven. Der Preis hat entschieden.

Und als vor ungefähr 25 Jahren das Konzept H&M auch in Österreich Einzug hielt, verhielt es sich nicht viel anders. Damals gab es in Österreich, in Italien, ja in ganz Europa eine Textilindustrie, die mit Löhnen und Produkten zu österreichischen, italienischen oder europäischen Standards Röcke, Blusen und Mäntel produzierten. Diese Röcke, Blusen und Mäntel standen dann aber mit den Röcken, Blusen und Mäntel, die zu indonesischen Löhnen und Standards produziert wurden, nebeneinander zum Verkauf. Und wieder entschied der Preis – obwohl wir es doch, nachdem dieser Prozess sich in der Geschichte schon so oft wiederholt hat, schon durchschaut hätten müssen. Mit dem Erfolg, dass es in Österreich und Europa so gut wie keine Textilindustrie mehr gibt und sich Italien neuerdings Arbeitskräfte aus China einfliegen lässt, die zu sklavenähnlichen Bedingungen arbeiten. Aber auf diese Weise können sie noch „Made in Italy“ auf ihre Etiketten drucken. Weil auch hier unsere Denkweise der Realität weit hinter her hinkt. Vor vierzig Jahren war „Made in Italy“ noch ein Gütesiegel – das hat sich in unser Hirn und in unsere Emotion eingebrannt.

Durch diese Entwicklung ist Bekleidung fast zu einer Einweg- oder Wegwerfware geworden. Sie wird so billig und in solchen Mengen produziert, dass ein Kleiderkasten dafür nicht mehr ausreicht, auch eine Schrankwand tut es nicht mehr – die begehbare Garderobe musste her. Wir treten unserer Kleidung einen ganzen Raum unserer Wohnung ab, weil wir so viel davon besitzen.

Und von solchen, oder so ähnlichen Geschichten, gibt es sehr viele Variationen. Ein paar will ich kurz anreißen, auch wenn ich weiß, dass das, was jetzt folgt, alles nichts Neues ist. Aber ohne das kurze Empören ist das, was danach folgt, nicht so gut nachzuvollziehen.

Eine solche Variation von seltsamen Preisentwicklungen und Wertverschiebungen gibt es beim Brot. Durch die Stickstoffdüngung und den Einsatz von viel Gift (Pflanzenschutz!) sowie den Einsatz von schwerem Ackerbearbeitungsgerät und Erntemaschinen konnte der Ertrag von Getreide in den letzten 50 Jahren enorm gesteigert werden. Diesmal sind es nicht die Menschen in Indonesien, auf deren Kosten wir diese Billigkeit erzeugen, diesmal sind es die Menschen, die in Zukunft mit der Verwüstung und Zerstörung des Bodens zurechtkommen müssen, unsere Kinder und Enkelkinder. Durch den Einsatz von viel Chemie und Zusatzstoffen in der Herstellung von Backwaren konnten wir diese Billigkeit noch weiter steigern. So sehr, dass wir es uns leisten können, dieses billige Brot haufenweise wegzuschmeißen.

Ja – das sei der Fortschritt, da könne man eben nichts machen. Es entscheidet eben der Preis.

Und angeblich verlangt es der Markt, dass Salat, Gurkerl, Spargel, Erbeeren & Co eben ganz billig sein müssen. Und weil das, mit in Österreich gültigen Rahmenbedingungen für Löhne und Arbeitszeiten, nicht hinzukriegen ist, brauchen wir halt viele Erntehelferinnen aus dem Osten. Diesmal sagen wir nicht: Was gehen mich die Menschen im Osten Europas an, sondern wir schwingen uns zu wahrlich wohltätigen Menschen auf. „Für ihre Verhältnisse verdienen sie bei uns sehr gut – so viel können sie in ihrem Land nicht verdienen.“

Und da wir Konsumentinnen vom Markt über Jahre hinweg gut auf Schiene gebracht wurden, wollen wir natürlich auch beim Fleisch das billigste. Dafür haben wir die Haltungsbedingungen der Viecher optimiert, die Schlachtungen industrialisiert und uns wieder die bewährten Arbeitskräfte aus dem Osten geholt. Und da diese Tiere nicht mehr in unserer unmittelbaren Nachbarschaft gehalten werden, sondern sie in gut abgeschirmten Tierfabriken mit Soja aus Brasilien gemästet werden, vergeht uns auch nicht der Appetit, wenn wir das Schnitzerl in der appetitlichen Styroportasse kaufen.

Wir können ja nicht die ganze Welt retten.

Die immer wieder getätigte Aussage „Es wird alles immer teurer“ gehört auch zu den Werthaltungen, die uns wohl in Fleisch und Blut, Hirn und Herz übergegangen sind. Wenn

wir alles Essen geschenkt bekommen würden, würden wir diesen Satz wohl auch noch als richtig einstufen.

„Eine allgemein zu verzeichnende Entwicklungstendenz ist der immer geringer werdende Anteil der Ernährung an den Konsumausgaben. Lag dieser in einem durchschnittlichen österreichischen Haushalt im Jahr 1950 noch bei der Hälfte der zur Verfügung stehenden Mittel, so ging er bis 1974 auf 26 % zurück und betrug 1994 in etwa 17 %. Die neuesten Zahlen aus dem Jahr 2004 belegen, dass gegenwärtig nur noch 12 % der gesamten Ausgaben für den Posten Ernährung verbucht werden (ÖSTAT, 1954; 1976c; 1996c; Statistik Austria, 2006c).²¹

Dieses Dazwischenschalten von Geld macht es uns viel leichter, all dieses Elend, das wir durch das Einkaufen miterzeugen und am Leben erhalten, auszublenden. Und über weite Strecken haben wir ja auch kaum eine andere Wahl, als einzukaufen. Durch das Hinlegen von diesem doch so legalen und hochhoffiziellen Scheinen und Münzen bekommen wir den Eindruck, dass wir ja einen Gegenwert für ein Kilo Fleisch, für ein Kleidungsstück,... „geleistet“ haben, also unseren Teil der Leistung erbracht haben. Nach der Logik unseres Wirtschaftssystems haben wir es nicht gestohlen, auch wenn es dem oft gleich kommt. Dieses Geld scheint wie ein Teil einer wohl durchdachten Inszenierung zu sein. Und als besonders schlau gelten dann diejenigen, die es schaffen, das meiste an Produkten für die wenigsten Scheine und Münzen zu bekommen. Von der Werbung werden wir ja darüber informiert, dass Geiz neuerdings geil ist.

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts, nach einer lang anhaltenden Phase des Friedens, Wiederaufbaus und Wohlstands, sind riesige Geldmengen angespart worden. Der Logik von Angebot und Nachfrage folgend, würden eigentlich die Renditen, also die Zinsen für Kapitalanlagen, sinken müssen. Bald gab es aber den Sager vom „Geld, das auf der Bank für einen arbeitet“ immer öfter zu hören. Die Zinsen auf den Sparbüchern sanken ja wirklich. Aber findige Banker entwickelten hochriskante, gut verschachtelte Finanzprodukte und verkauften diese über undurchschaubare Konstruktionen weiter. Damit wurden viele Reiche noch viel reicher. So landeten z. B. viele dieser Sub Prime Kredite in den Investmentfonds von angesehenen Instituten. 2007/2008 platzte diese Blase, und es kam zu einer weltweiten Wirtschaftskrise.

Wir empören uns aber immer noch nicht darüber, dass Geld arbeitet. Das ist noch immer legal, obwohl wir wissen, welchen Schaden es anrichtet, wenn viele Menschen Finanzprodukte kaufen und verkaufen, aber gar keine Ahnung haben, was sie eigentlich kaufen und verkaufen. Wenn hingegen ein Mensch auf einem öffentlichen Platz um ein

²¹ <https://www.aau.at/wp-content/uploads/2016/11/working-paper-139-web.pdf> 30.12.2020

paar Münzen bittet, empören wir uns laut – mit der Folge, dass Betteln illegal geworden ist.

In einem Gespräch mit einer guten Freundin über Schnäppchenkäufe fiel der Satz: „Da sag ich mir dann: Das habe ich mir verdient, ich arbeite ja auch hart.“ Und diese Aussage ist keine Einzelmeinung einer völlig verrückten Freundin von mir und ist aufs schnelle Hinhören vielleicht auch nachvollziehbar. Wenn das aber stimmen würde, würde es heißen, dass eine Person, die sich durch dieses viele Arbeiten kaputt macht, daraus das Recht ableitet, andere Menschen und andere Tiere kaputt machen zu dürfen. Gibt uns der Umstand, selbst in erdrückenden Arbeitsbedingungen zu stecken, wirklich das Recht, mit unserem Geld Dinge zu kaufen, die wiederum von anderen Menschen in noch drückenderen Arbeitsbedingungen hergestellt wurden? Je widriger meine Arbeit, desto absurder mein Freizeitvergnügen? Wäre es nicht auch ein Ansatz, sich gegen dieses zu Viele, oder zu Dumme oder zu Anstrengende in seiner Arbeit zu stellen, als sich mit dem Kauf des 37. Schals zu trösten?

Wie pervers ist das denn alles!!!

All diese Neuerungen wurden sicher nicht mit der Absicht, etwas kaputt machen zu wollen, entwickelt, wahrscheinlich steckte sogar öfter mehr gute Absicht als blanke Geldgier dahinter. Aber wenn wir Menschen im Lauf der Jahre bemerken, dass diese oder jene Entwicklung nicht nur einen gewaltigen Haken hat, sondern auch schädlich ist, warum verändern wir denn das dann nicht???

Natürlich hat Geld auch viele positive Veränderungen bewirkt und manchmal auch wirklich zu neuer Freiheit verholfen. Da wäre mal die ganz ursprünglich gedachte Freiheit, sich nicht mehr um alles kümmern zu müssen, was man so in seinem Leben – je nach Zeit und Epoche – als notwendig erachtet. Die Möglichkeit, etwas kaufen zu können, bringt neue Möglichkeiten sich sein Leben zu organisieren und sich von Dingen, Abläufen und Notwendigkeiten verabschieden zu können, die einem gar keine Lust und Befriedigung bringen. Jede Auslagerung durch Kauf bringt allerdings auch ein Stück Verlust von Autonomie. Wenn ich etwas über längere Zeit immer nur kaufe, gehen dadurch auch viele meiner Fertigkeiten verloren. Die Abhängigkeit vom Geld, von seinem Vorhandensein bzw. von dem es Verdienen zu müssen, steigt.

Durch die Einführung von Geld und Lohn im größeren Stil konnten, wie schon beschrieben, Knechte und Mägde vom Land in die Stadt ziehen und dort ein neues Leben beginnen. Dieses war allerdings weit weniger rosig als erwartet.

Auch konnten sich so manche Ehefrauen in den 1960ern und 1970ern durch ihr selbstverdientes Geld aus so mancher unwürdigen Ehe befreien, so wie es z. B. meiner Mama gelungen ist.

Es geht nicht darum, das Geld an sich zu verteufeln. Aber es ist so wichtig, seinen Stellenwert in unserer Gesellschaft genau und kritisch zu betrachten.

Vielleicht lässt sich dann...

Geld in die Peripherie des Lebens drängen und es so zu einer Randerscheinung machen.

Geld durch kleine, bewusst gesetzte Schritte der Veränderung wieder zu einer sinnvollen Errungenschaft machen.

LEBENSREICHTUM INS ZENTRUM UND GELD AN DEN RAND SCHIEBEN

Ich muss mich für diese letzten drei Seiten fast ein bisschen – aber nur ein ganz kleines bisschen – entschuldigen. Aber diese Wut und Verzweiflung überkommen mich immer wieder. Und doch sind sie ein wesentlicher Teil, der mich antreibt und mich immer wieder darüber nachdenken lässt, wie und wodurch man das alles ändern kann. Und vielleicht könnte ich dann manch positive Wendung in meinem Leben gar nicht so zu schätzen wissen, wenn ich mir diese widrigen Umstände nicht immer wieder vor Augen halten würde.

Wobei es nicht so war, dass ich mein Leben verändern wollte, weil es den Menschen in Indonesien oder im Osten Europas, den Schweinen in den Fleischfabriken, den Tieren in der immer weniger werdenden Natur und dem Planeten ganz allgemein schlecht geht. Das war schon auch wichtig, aber ich wollte mein Leben vor allem ändern, weil es MIR schlecht ging. Aber das hängt wohl alles zusammen.

Es war nur klar, dass Veränderung angesagt war, wohin mich diese Veränderung allerdings bringen und welches Ausmaß diese Veränderung annehmen würde, war zu Beginn des Aufbruches nicht klar.

Ich bin noch immer ganz erstaunt und beglückt zu gleich – was da alles gelungen ist.

Mir war schon von Beginn meiner Planungen klar, dass ein komplettes Aussteigen nicht mein Ziel war. Keine alle Bereiche einschließende Autarkie oder Subsistenzwirtschaft war angestrebt. Damit hätte ich mich ja in einen neuen Zwang begeben. Es ist schon gut, dass ich auch immer noch die Wahl habe, mir etwas zu kaufen.

Also schon Geld verdienen, aber das stand nicht an erster Stelle. Ich kann jetzt auch gar nicht sagen, an welcher Stelle es stand, kann da keine Reihung angeben. Wahrscheinlich war es eher ein „aus dem Zentrum schieben“. Viel klarer hingegen war, was ins Zentrum gerückt werden sollte: Mein Tun sollte sinnvoll sein, ich sollte es gern machen, ich musste dabei ganz ich bleiben können und es sollte noch genügend Zeit für mein ganz freies künstlerisches Gestalten bleiben. Dieses mein Tun sollte aber genügend Geld herein bringen, um damit Autoreparaturen, Müll- und Gemeindegebühren, Versicherungen, verschiedene Werkzeuge, Studienunterstützung für meine jüngere Tochter,... zu finanzieren. Das Ziel war, die richtige Balance zwischen völlig vom Geld abgekoppelten Tun und dem Tun, das Geld einbringt, zu finden.

Ich weiß, dass ich damals – noch in Wien lebend und mein verändertes Leben in der Zukunft phantasierend – mit ganz vielen Listen versucht habe zu eruieren, wie das mit dem Geld werden wird. Wie viel oder wie wenig würde passen, ist machbar, wie viel würde ich mit meinen Werkwochen einnehmen können, wie viel würde ich pro Monat ausgeben dürfen? Als Versuch, mir eine gewisse Orientierungshilfe zu geben, waren all diese Listen schon in Ordnung, aber so wirklich Klarheit brachten sie nicht. Konnten sie auch nicht. Ich war es damals gewohnt, jeden 15. im Monat eine gewisse Summe auf mein Konto zu bekommen und alle drei Monate noch um ein bisschen mehr. Dieses monatliche Geld zu bekommen war ein ganz anderes Konzept von Leben und Geld. Ich konnte mir das damals ja gar nicht vorstellen, wie dieses komplett andere Leben funktionierte, weil ich es nicht kannte. So waren auch all diese Berechnungen und Listen nur so etwas wie eine Krücke.

Nach fünf Jahren am Land leben, selbstständig sein – sowohl in geistiger als auch wirtschaftlicher Hinsicht – hat sich das alles gut eingependelt. Es geht nicht mehr um monatliche Summen – es geht um grobe Buchungslagen das Jahr über. Ich bin immer wieder erstaunt, wie wenig ich von diesem Tauschwert Geld brauche und wie viel ich dafür von diesen ganz realen Lebenswerten in meinem Leben habe, die ich gar nicht kannte, und so nicht gegenrechnen konnte und so dadurch auch nicht in den Listen von damals geführt wurden. Obwohl ich als Lehrerin in Wien fast das Dreifache an Geld zur Verfügung hatte, bin ich mir nie reich vorgekommen und es gab auch manchmal Monate, in denen ich die letzte Woche vor der neuen Gehaltsüberweisung nichts mehr kaufen konnte, weil das Konto leer war.

Je mehr das Geld im Zentrum unseres Lebens steht, umso größer scheint die Macht zu werden, die es auf uns ausübt. Je mehr ich zur Verfügung habe, desto mehr wird oft in die Fixkosten des Lebens gesteckt – die Wohnung wird größer, das Auto wird ansehnlicher. Das Ansehen steigt und damit auch die Verpflichtung, eine gewisse Summe verdienen zu müssen. Ändern sich die Rahmenbedingungen und kann ich diese Summe nicht mehr

erwirtschaften, bekommen wir bald die Macht und den Zwang dieses Geld Haben Müssens zu spüren.

In den Statistiken, die Geldwert als Einheit verwenden, um Aussagen über reich und arm zu treffen, würde ich mit meinem jetzigen finanziellen Rahmen eindeutig als arm, einer Unterschicht angehörend, ausgegrenzt,... eingestuft werden. Die Reichtümer meines Lebens lassen sich eben nicht mit dieser Art der Zahlen erfassen. Diese Zahlen sind einfach nur ein Teil der Wahrheit, werden aber oft als alleinige Wahrheit hergenommen und verzerren und verschieben dadurch Realitäten.

Wenn die vorangegangenen Seiten die Wut und Verzweiflung über die Sinn- und Wertlosigkeit von Geld waren, so folgen jetzt die Seiten über das Glück der Geldlosigkeit von so vielen Werten und die Freude darüber, dass gerade diese geldlosen Werte einem einfach so offen stehen.

MEIN HAUS

Ich möchte mit meinem Haus beginnen, meiner Basis, meinem Reich (da steckt es ja schon drinnen!). Als meine Großeltern vor über 50 Jahren dieses damals 150 Jahre alte Haus erworben hatten, war es billig – sprich, es hat nicht viel Geld gekostet. Durch die, weit nach der Erbauung dieses Hauses erfolgte, Einteilung in Bauland und Grünland hatte dieses Haus einen weit geringeren monetären Wert als baugleiche Häuser derselben Zeit auf der anderen Straßenseite – dort stehen sie nämlich auf Bauland. Das Haus ist da wie dort alt, die Wiese ist da wie dort grün, die Vögel zwitschern da wie dort und auch die Luft ist da wie dort die gleiche, gute, frische Luft des Wienerwaldes. Und weil das eigentlich gar nicht sein dürfte, dass ein Haus im „Grünland“ steht, gibt es im Flächenwidmungsplan die Kategorie „GEB 21 – Grünland mit erhaltenswertem Gebäude“. Was so viel heißt: Ausschließlich dieses Gebäude darf dort stehen. Ich muss mich also drum kümmern, dass es noch ganz lange dort stehen bleibt, weil ein neues darf man auf diesem Grund nicht hin bauen. Was ich eh nie wollte, weil ich ja kein Haus bauen kann. Ein Haus in Stand setzen, ein bisserl renovieren und herrichten, das kann ich aber sehr wohl.

Also ich bekam 2004 ein Haus samt 1000 m² Grund vererbt, das damals auf 56.000 Euro geschätzt wurde. Es war in keinem sehr guten Zustand, das Haus war schon längere Zeit nicht mehr bewohnt gewesen und vom Hochwasser 2002 war noch der Schlamm in der Werkstatt, im Bad und im Gang. Die Hälfte des Schätzwertes zahlte ich meiner Schwester aus. Ich bekam also ein Haus zu einem wirklich sehr niedrigen Preis, was aber über den realen Wert dieses Hauses genau gar nichts aussagt. Und schon wieder hatte ich Glück –

hätten meine Großeltern so viel Geld gehabt, dass sie sich das Haus auf der anderen Straßenseite hätten leisten können, hätte ich meine Schwester nicht auszahlen können, sie mich auch nicht und wir hätten es verkaufen müssen. Durch diese geldmäßige Minderwertigkeit des Hauses bin ich jetzt ungeldmäßig reich. Vielleicht heben ja meine Renovierungsarbeiten der letzten Jahre den Wert ein bisschen. Aber ausschlaggebend für den Geldwert des Hauses ist die Kategorie des Grundes, und ein 200 Jahre altes Haus ist in finanztechnischer Hinsicht nur ein Abrissposten. Für finanztechnisch begabte Menschen sind meine Hausumbauten wahrscheinlich glatte Fehlinvestitionen.

Die vier Jahre Beziehung mit einem Pseudobaumeister versetzten mich in die Lage, auch größere bauliche Eingriffe vorzunehmen, die ich mir vorher nicht zugetraut hätte. Die Basis für all die handwerklichen Herausforderungen wurden aber von meinem Opa in eben dieser Werkstatt gelegt, die jetzt die meine ist. Ich konnte also beginnen, Ideen und Kraft, Liebe und Lust in mein Haus zu stecken.

Mein Wissen darüber, dass ich eben nicht vom Fach bin, brachte es mit sich, dass ich bei den unterschiedlichsten Fachmännern (es waren diesmal wirklich nur Männer) nachfragte und Auskünfte einholte. Vom befreundeten Architekten bis zum Lagerhaus, von der Bau-Wohn- und Energiemesse bis zur Umweltberatung des Landes Niederösterreichs, vom Vater einer ehemaligen Schülerin, der Baumeister ist, bis zu einem älteren Freund aus dem Ort, der selbst viel Erfahrung mit Bauen und Umbauen hatte und sich gerade mit den alten Häusern der Umgebung gut auskannte. Viel Fragen bewirkt, dass man viele unterschiedliche, einander oft widersprechende, Antworten bekommt. Ich entwickelte daraus für mich passende Pläne und Abläufe. Voraussetzung war: Alles, was mir nur irgendwie möglich ist, mache ich selbst. Jede Umbauetappe machte mich erfahrener und zuversichtlicher, und so wurde immer mehr möglich.

Ausschließlich die Eingriffe, die ich mir gar nicht zutraute und für die mir das Wissen und die körperliche Kraft fehlten, machten Professionisten. Und im Laufe von sechs Jahren Umbau lernte ich so einiges. Zwei Dachböden wurden isoliert und ausgebaut. Ich habe jetzt ein tolles Atelier und einen sehr schönen Gästeschlafraum. In Opas Werkstatt, einer reinen Holzkonstruktion, wurden die morschen Steher abgeschnitten, ein Fundament betoniert, die Steher wieder damit verbunden und eine 80 cm hohe Ziegelmauer aufgezogen. Oben blieb die Holzkonstruktion, samt Ziegeldach, so wie sie war – nur die Wände hab ich ein bisschen isoliert, und Fenster mit fixen Isolierglasscheiben hab ich in die Holzwand gearbeitet. Jetzt habe ich eine helle und geräumige Werkstatt. Einen Holzschuppen habe ich mit Hilfe meiner Schwester aufgestellt. Und die ebenerdigen Räume, also die Küche, das Wohnzimmer, die Essecke und die Speis wurden von einem professionellen Baggerfahrer ausgebagert. Den Bodenaufbau konnte ich dann selbst machen – aufschütten, verdichten, eine gebundene Trägerschicht drauf. Und bevor ich den

schönen, neuen Lärchenschiffboden in diesen Räumen verlegte, schlug ich den alten Putz von den Wänden, bohrte Schienen an die Natursteinwand und klemmte die Aluplastikschläuche für die Wandheizung ein. Dann begann das stunden-, tage-, wochenmonatelange Verputzen mit Lehmputz. Ganz zum Schluss bekam mein Haus noch ein Vorhaus – eine Holzkonstruktion mit viel Glas.

Bezahlen musste ich klarerweise das Baumaterial und eben die handwerklichen Tätigkeiten, die ich einfach nicht konnte. Mit einem Bagger in mein Haus fahren und die Erde mit der Baggerschaufel einen halben Meter tief abgraben kann ich nicht und Heizungsanlagen samt Pufferspeicher und Solaranlage montieren klarerweise auch nicht. Aber der Rest ging mit Hilfe ganz vieler Freundinnen und Freunde, meiner Schwester und meiner Töchter.

Ich habe in diesen sechs Jahren mein Haus bis auf die Grundmauern entdeckt und kennengelernt. Da hat sich z. B. der Zimmermann, wie früher üblich, im Dachstuhl verewigt. So erfuhr ich, dass dieser 1937 neu gemacht wurde. Ich konnte an den abgeschlagenen Mauern erkennen, wie perfekt man vor 200 Jahren Mauern aus Steinen aufstellen und Fensteröffnungen mit Wölbungen mauern konnte. Es war zutiefst beeindruckend. Und das alles mit Material, das es in der unmittelbaren Umgebung gab – Steine und Lehm und Sand.

Und jetzt bin ich reich in ganz vielerlei Hinsicht, reich im mehrfachen Sinn. Reich an Umbauerfahrungen und handwerklichen Kenntnissen, reich an Verstehen von Zusammenhängen – von Isolieren und Energieverbrauch und Energiesparen, reich, weil ich mir mit meiner Werkstatt, mit meinem Atelier und meinem Garten einen lebenswerten Platz geschaffen habe. Reich, weil ich mir durch diese vielen Eingriffe auch ein breites Spektrum an Fertigkeiten angeeignet habe, die mich jetzt zu einer mündigen Hausbesitzerin machen. Reich, weil dieses Haus durch das viele daran Umbauen auf eine ganz besondere Weise zu meinem Haus geworden ist. Durch all die vielen Handgriffe und Eingriffe über Jahre hinweg ist mit diesem Haus wirklich so etwas wie Verbundenheit entstanden.

Nicht zu vergleichen mit einem Schöner-Wohnen-Design-Objekt, in das man einzieht, wenn die Handwerker mit ihrer Arbeit fertig sind und das von jemand anderem geplant wurde. Von dem man keine Ahnung hat, wo die Strom- und Wasserleitungen verlaufen, wie der Boden aufgebaut ist, welche Materialien in den Wänden stecken.

Die von mir verputzten Wände sind „a bisserl buglat“, bei den Fixverglasungen sind ein paar Spalten in den Ecken, in meinem Atelier gibt es verschieden Bodenniveaus und auch

ist der rechte Winkel nicht immer so ganz recht. Ich habe dieses Haus so umgestaltet, dass es für mein neues Leben passend wurde. Die Grenzen der Umgestaltung waren die vorgefundenen Bedingungen des Hauses, mein handwerkliches Können, meine Kraft und meine finanziellen Möglichkeiten. Innerhalb dieser nicht verrückbaren Eckpfeiler konnte die Veränderung stattfinden. Wir haben uns einander angenähert – das Haus an mich und ich an das Haus. Ich habe während des schon drin Wohnens erfahren, was ich wo und wie brauche und was nicht. Ich habe erfahren, was möglich ist und was nicht. In einigen Bereichen habe ich mich diesem alten Haus auch untergeordnet. Mein gewohntes „Wohnungssystem“ musste ich ändern und über die Jahre entwickelte sich ein für mich passendes System. Es war mir wichtig, den Charakter und die Geschichte des Hauses nicht zu verändern. So ist es ein altes Haus geblieben, mit passenden und geschmackvollen Veränderungen und doch einigen Annehmlichkeiten aus heutiger Zeit. Ich bin an diesem Projekt Haus gewachsen und auch mein Haus ist an mir gewachsen.

Hätte mir irgendjemand im Jahr 2012 gesagt, dass ich all diese Eingriffe machen werde, ich hätte ihn für verrückt erklärt. Und hätte ich es selbst als Plan geäußert, hätte ich mich für größtensinnig bzw. unzurechnungsfähig gehalten. Nur der Blick zurück kann das Ganze betrachten, kann das gesamte Ausmaß der Veränderung erkennen. Der Blick nach vorne ist immer nur ein ganz kleiner gewesen, er musste überschaubar für mich sein, damit ich ihn mit sicherem Gefühl gehen konnte.

Nie spürte es sich als waghalsig oder draufgängerisch an. Und doch haben diese vielen kleinen, aber sicheren Schritte, mir eine gravierend veränderte Normalität gebracht. Beim Blick nach vorne gab es zwar die märchenhafte Phantasie, wie es so sein könnte, aber das war eben das Bild am Ende. Ich kannte damals die Vielzahl und Art der kleinen Schritte nicht und hatte zu Beginn auch keine Ahnung, wie lange ich für das alles brauchen werde. Ich kannte beim Blick nach vorne immer nur den einen nächsten und andeutungsweise den übernächsten Schritt. Und hätte ich die Gesamtheit klar und scharf umrissen vor mir gehabt, hätte ich mir das nie zugetraut und vor lauter Angst gleich gar nicht damit begonnen. Gut ist es, dass es sich einfach so entwickeln hat können. Gut sind diese kleinen Schritte. Ein Schritt, ein Atemzug, ein Besenstrich – einfach eine geniale Methode.

Dieses Schritt für Schritt seinen Weg gehen, dieses Ideen und Phantasien entwickeln, abändern und neu entwickeln, dieses sich selbst gut portionierte Ziele stecken, das kann wohl nur in einem selbstbestimmten Rahmen stattfinden.

Ich sehe mich damit in der Tradition der Hausveränderer. Auch mein Opa hat sehr viel selbst gemacht in diesem Haus. Und die Menschen, die dieses Haus erbauten, waren überhaupt handwerkliche Genies. Man könnte also sagen: Wir alle haben ganz viel an Energie, Kraft, Liebe und Lust in dieses Gebäude gesteckt.

Ich wollte mein Leben verändern und musste dazu das Haus verändern. Und durch das Haus verändern hat sich mein Leben in einer Art und Weise verändert, wie ich es zu dem Zeitpunkt, an dem ich den Vorsatz fasste, mein Leben zu verändern, gar nicht erahnen konnte.

Ich habe 20 Jahre als Angestellte gearbeitet, und durch Krisen kam ich in die Enge und suchte einen Ausweg. Mein Fluchtweg führte mich zu diesem Projekt, in meine Selbstständigkeit. Und es ist einfach nur gut.

Und wieder einmal ist mir erst im Nachhinein etwas klar geworden, was ich in der Zeit, in der ich es real erlebte, nicht kritisch hinterfragt habe, nicht in Frage stellen konnte, da ich ja nichts anderes kannte. Es war einfach so. Ich wusste damals nicht, wie süß und stimmig und gut es sich anfühlt, wenn man selbst für sein Tun, seine Planungen, seine Ideenverwirklichung, seine Projekte und deren Umsetzung verantwortlich ist. Erst durch die Erfahrung der letzten fünf Jahre wird mir dieser gewaltige Unterschied so richtig bewusst.

Der größte Unterschied war wohl, dass in den 20 Jahren als Lehrerin in der Schule so viele meiner Ideen, Experimente, Veränderungs- und Verbesserungsvorschläge mit „Das geht nicht“, „Das entspricht nicht den Gesetzen und Verordnungen“, ... abgetan wurden. Und da mein Tatendrang und meine Ideen ja ein Teil von mir sind, ist es so, als ob du selbst ein Stück abgetan wirst. Es fühlte sich an, als ob man immer wieder neuen Anlauf nimmt, in Schwung und ins Schwärmen kommt, Energie hoch fährt und mit vollem Tempo gegen die Betonwand knallt. Stur wie ich war, hab ich es nicht nur ein paarmal probiert, sondern immer und immer wieder. An der Abfolge änderte sich wenig, im Gegenteil, der Handlungsspielraum wurde immer enger. Am Ende meiner Dienstzeit habe ich dann immer mehr Verordnungswidriges, aber mir sinnvoll Erscheinendes, getan. In Absprache mit Kindern und Eltern habe ich dann heimlich Unterrichtseinheiten geblockt. Es war zwar für alle Beteiligten gut und sinnvoll, niemandem entstand daraus ein Nachteil, es war aber eben nicht erlaubt. Diese Enge und Beschränktheit macht etwas mit dir, formt dich, verändert dich – es geht gar nicht anders, wenn du nicht im Dauerfrust leben möchtest.

Jetzt, in meinem neuen Leben, habe ich die Möglichkeit, meine Ideen auszuprobieren, meiner Experimentierfreude freien Lauf zu lassen. Und da ich nicht nur naiv bin, sondern mit meinen 53 Jahren auch schon ein bisserl Erfahrung habe im Umgang und im Zusammensein mit Kindern und Jugendlichen, gehen diese meine Ideen oft auf wie schöne Blüten. Meine Ideen sind plötzlich etwas wert (da haben wir es wieder), sie werden geschätzt, ich bekomme so viele gute Rückmeldungen und so viel Wertschätzung und so konnte ein sich positiv verstärkender Kreislauf in Gang gesetzt werden. Eine unglaublich

wohltuende Energiespirale. Stolz auf etwas zu sein, das einem selbst eingefallen ist, das man über die Jahre verbessert und ausgefeilt hat, ist ein enorm schönes Gefühl. Hartmut Rosa würde sagen: „Mit der Welt verbunden sein, Selbstwirksamkeitserfahrung zu machen“ – im Gegensatz zu Selbststohnmachtserfahrungen zu machen.

Rein über die Geldschiene wäre ich nie dorthin gekommen, wo ich jetzt bin. Klar ging es auch nicht ohne Geld, aber ich benötigte nur einen Bruchteil davon. Und die alternative Schiene, über die ich mein Traumlandleben zu meinem echten Leben machte, brachte mir noch so viele zusätzliche Reichtümer, Erfahrungen und Ideen.

MEINE HÜHNER

Eine dieser Ideen war, dass ich gerne Hühner in meinem Garten hätte. Einerseits, weil ich bei meiner eigenen Tochter gesehen habe, wie gern sie am Bauernhof die Eier aus den Nestern holte, wie gut Tiere Kindern einfach tun und welche positive Anregung sie darstellen. Andererseits, weil eigene Eier von eigenen Hühnern, denen es in deinem Garten gut geht, eine ganz besondere Qualität haben.

Für eine in der Stadt aufgewachsene und dort den Großteil ihres Lebens verbringende Person ist das Vorhaben, sich Hühner zuzulegen, eine große Unternehmung. Ich besuchte Kurse, las viele Bücher über Hühnerhaltung, Hühnerstallbau und bereitete mich so intensiv wie möglich vor. Ostern 2016 war es dann soweit. Der Stall war gebaut, und ich hatte mir so viel an Wissen über Hühnerhaltung im Garten angelesen, dass ein relativ klares Bild im Kopf von dem entstanden ist, was mich da erwartet, wieviel Zeit ich täglich dafür aufwende und wie ich das in meinem Alltag integrieren werde. Ich hatte mich für eine alte Haustierrasse eines Züchters aus der Gegend entschieden. Beim Abholen der Hühner begleiteten mich meine beste Freundin und ihre Tochter. Es war alles so aufregend, und ich wollte einerseits emotionale Unterstützung und andererseits jemand an meiner Seite, der sich mit mir freut. Es war ein guter Start. Den ersten Tag verbrachten die Hühner ausschließlich im Stall zum Eingewöhnen. Am zweiten Tag machte ich dann das Türl auf und sie gingen auch gleich in die Wiese und ich konnte vom Hühner beobachten gar nicht genug bekommen. Diese „meine“ ersten Eier waren eine zuvor nicht gekannte Kostbarkeit und ich merkte, dass ich Eier noch nie so betrachtet, so geschätzt habe. Fast zärtlich nahm ich sie in die Hände.

Trotz meiner intensiven Vorbereitung taten sich bald neue Fragen auf. Wieder erkundigte ich mich bei Freundinnen inklusive Internet, wieder bekam ich ganz unterschiedliche Antworten und wieder – so wie beim Hausumbauen – reimte ich mir aus der Fülle der

Ratschläge die für mich passendste Lösung zusammen. Bald wurde ich sicherer und sah, dass es meinen Hühnern in meinem Reich gut geht.

Ich war ab jetzt schon mal eierautark – ein kleiner, aber feiner Schritt. Und auch meine Erwartung, dass diese Tiere für die vielen Kinder und Jugendlichen, die zu mir kommen, etwas Besonderes sind, erfüllte sich. Der Eiaufstrich bei der Jause schmeckte den Kindern ganz besonders gut, weil auch sie einen ganz besonderen Bezug zu diesen Eiern hatten. Hatten sie doch diese Eier vor ein paar Tagen aus den Nestern geholt, hatten sie doch die Hühner, die diese Eier legten, mit Löwenzahn und guten Kräutern gefüttert oder ihnen die Nudelreste über den Zaun geschmissen und dabei zugesehen, wie gierig sie sich auf diese Lieblingsspeise stürzten. Oft stellten sie sich die Gartensessel in das Hühnergehege, um sie genau zu beobachten, sie zu zeichnen und es ergaben sich immer wieder aufs Neue viele, spannende Gespräche rund ums Eier legen, Brüten, Hahn und Hühner. Manche Kinder schafften es dann sogar, so ausdauernd mit und bei den Hühnern zu sein, dass sie sich wirklich streicheln und hochheben ließen. Das sind dann ganz besondere Momente des Stolzes. Diese Hühner eröffneten nicht nur mir eine neue Welt.

Und dann kam der Herbst. Ab November legten sie wesentlich weniger Eier, bis dann Mitte Dezember gar keines mehr in den Nestern lagen. Allein durch das Beobachten, was Winter, Kälte und Finsternis mit Hühnern macht, wurde mir klar, wie wenig ich immer noch über die banalsten Zusammenhänge wusste, bzw. wie wenig ich bis jetzt über so manche Zusammenhänge nachdachte. Im Supermarkt gibt es immer Eier. Gerade zu Weihnachten mit all den Festessen und den Unmengen von Keksen werden sicherlich noch viel mehr Eier verbraucht als zu gewöhnlichen Zeiten. Diese Fragen waren nicht so schwer zu beantworten – eigentlich eh klar – no na ned, könnte man sagen, aber sie stellten sich mir nicht. Ich war so froh darüber, dass diese Fragen zu mir gekommen waren. Ich freute mich darüber, dass mir meine Hühner so viele Weisheiten, Einsichten und Zusammenhänge offenbarten.

Als es dann im Jänner 2017 ganz schrecklich kalt wurde – es in der Nacht minus 20, untermittags minus 15 Grad hatte – musste ich mir wieder etwas Neues einfallen lassen. Stand doch in den Büchern, dass es im Stall nicht unter minus 5 Grad haben sollte. Schnell baute ich mir also aus Plattenresten eine Kiste, die ich in der Werkstatt aufstellte. Dort hatte es um die 0 Grad und ich holte mir meine Hühner, wenn es draußen ganz kalt wurde, ins Haus. Sobald es die Temperaturen wieder zuließen, trug ich sie einzeln in ihren Outdoor-Stall zurück.

Am 8. Februar 2017 gab es dann einen ganz zauberhaften Moment – die ersten Eier lagen in den Nestern. Es war so, als ob durch einen wiedergefundenen Puzzlestein ein eigentlich

bekanntes Bild eine ganz neue Bedeutung bekommt. Und mit einem Mal verstand ich auf eine Art und Weise, wie ich es vorher noch nie verstanden und empfunden hatte, was Frühling, was Ostern, was Erwachen der Natur bedeutet. Das hatte ich zuvor tausend Mal gelesen und wiedergegeben und ich dachte selbst, dass ich es verstanden hätte. Hatte ich auch, aber es war eindimensional, nur über den Verstand. Und das ist einfach nur das halbe Verstehen.

Diese Natur, diese unaufdringliche, selbstverständliche und doch so gegenwärtige Kraft, hatte für mich ein kleines Geheimnis gelüftet, hatte mir etwas gezeigt, was früher wohl allen Leuten bewusst war, weil Hühner zum alltäglichen Leben gehörten.

Diese meine Hühner, die mich noch vor so manche Herausforderung stellten und ebenso viele Einblicke gewährten, sind ein fixer und bereichernder Bestandteil meines Lebens geworden.

Und jetzt würde ich gerne fragen: „Was kostet ein Ei?“ Welche Zahl an Geldeinheiten ist imstande, den adäquaten Gegenwert auszudrücken? Das meine ich, wenn ich behauptete, dass Geld oft keine passende Kategorie ist. Und der Umstand, dass es heute möglich ist, sein Leben lang Eier einfach im Supermarkt zu kaufen, macht uns in mancherlei Hinsicht arm, beraubt uns so vieler, zauberhafter Weltdeckungen.

Deshalb verschenke ich alle Eier, die ich nicht selbst verbrauche. Aus Prinzip! Sie sind ja auch mir geschenkt.

Und aus diesem Gefühl, so bereichert durch Hühnergeschichten und Eier zu sein, und dem nur folgerichtigen Weiterschenken von Eiern, haben sich noch weitere schöne Geschichten ergeben. Eine davon möchte ich noch erzählen.

September 2019, der Wohnzimmersausbaggerumbau hatte begonnen. Vom Vorjahr, in dem Küche- und Speisenausbaggerumbau stattfanden, hatte ich ja schon genügend Erfahrung und so war ich mir meines Zeitabfolge-, Muldenbring- und Abholplans sehr sicher. Sonntag Wohnzimmer ausräumen, Montag und Dienstag Holzboden rausreißen, Mittwoch und Donnerstag Estrich wegstemmen – Donnerstagabend Muldenwechsel. Die Schuttmulde wurde abgeholt und die leere Mulde für Erde geliefert. Freitag früh würde der Bagger kommen. Alles war klar und immer auch genügend Zeitpuffer eingeplant. Ich kam mir schon vor wie eine richtige Baustellenprofifrau (wie geht eigentlich die weibliche Form von Profi?).

Am Dienstag schickte ich meiner Nachbarin ein SMS, ob sie wieder Eier möchte. Sie hat eine Patchworkfamilie mit vier Söhnen, die können meine Eier immer gut gebrauchen und

freuen sich darüber. Umgekehrt hat sie auch schon öfters meine Gockas versorgt, wenn ich mal für ein paar Tage nicht da war. Ein schönes Miteinander. Als sie kam, um sich die Eier abzuholen, rauchten wir, wie fast immer, gemeinsam eine Zigarette und plauderten kurz. Ich zeigte ihr noch meine begonnene Baustelle und sie erwähnte so nebenbei, dass sie einen ganzen Schuppen voller Werkzeug hat, falls ich was brauche. Ich bedankte mich, sagte ihr aber, dass ich mir eh schon den Bohrhammer ausgeborgt hatte, mit dem ich im Vorjahr den Estrich im Kammerl weggeschremmt hatte. Ich war so gut in der Zeit, dass ich schon am Dienstagnachmittag mit dem Wegstemmen beginnen konnte.

Nach zwei Stunden hatte ich gerade einmal einen viertel Quadratmeter, von insgesamt 25 Quadratmetern, geschafft. Dieser Estrich war doppelt so dick wie der im Kammerl und war mehr blau als grau, und ich konnte immer nur ganz kleine Stückerl absprenge. In mir stieg Panik und Stressschweiß, der von der stinkenden Sorte, auf! Das geht sich nie und nimmer aus! Verzweiflung machte sich breit, weil ja an all diesen Abläufen gebuchte Termine hingen. Vor allem der Bagger war schon lange im Vorhinein für diesen Termin reserviert. Dann fing in meinem Kopf das Hin- und Herschlichten von Gedanken und Plänen an, und irgendwann tauchte der so beiläufig erwähnte Satz meiner Nachbarin vom vollen Werkzeugschuppen auf! Ich rief sie an und kam kurze Zeit später mit einer HILTI 700 zurück. Es war fast ein feierlicher Moment, als ich den Werkzeugkoffer öffnete – ich habe noch nie mit einer echten Hilti gearbeitet. Sorgfältig las ich die Bedienungsanleitung – wollte ja nichts falsch, oder gar kaputt machen. Keinen Druck ausüben war die Devise. Also begann ich meine Arbeit mit diesem Edelwerkzeug fortzusetzen, und fast wie Butter konnte ich ungefähr ziegelgroße Brocken wegstemmen. Große Erleichterung, Entspannung und wieder volle Energie machten sich breit. Zufrieden und guten Mutes ging ich am Dienstag ins Bett. Alles würde sich wieder ausgehen.

Und nochmal möchte ich an dieser Stelle fragen, wie man den Wert dieser Eier berechnen oder kalkulieren kann. Es ist so ein wunderbar feines Zusammenspiel von einfach gutem Miteinander. Ich glaube, dass sich so etwas ausschließlich in einer Welt zutragen kann, in der Geld schon vorhanden ist, aber eben einen peripheren Stellenwert hat.

MEIN SCHOKONUSSAUFSTRICH

Ähnlich, aber doch anders, verhält es sich mit dem „Sissi-Nutella“. Ich habe ja schon ausführlich beschrieben, wie es dazu kam. Meine Experimentierfreude durfte sich austoben. Und es ist auch wirklich alles so gekommen, wie ich mir das in meinen Sissi-Märchen-Phantasien ausgedacht habe. Meine hat ihnen besser geschmeckt als die „echte“ und mittlerweile ist es zur Werkwochentradition geworden, dass es selbstgemachtes

Nutella und auch selbstgemachte Erdnussbutter gibt. Ich habe die Beschreibung, wie ich sie mache, schon oft weitergegeben oder mit Kindern an Werkwochenenden gemeinsam „Sissi-Nutella“ gemacht. Und auch als Schatz in einer Rätselrallye kommt sie gut an.

Aber – verkauft kann sie nicht werden. Auch wenn das Freundinnen immer wieder vorschlagen und meinen, ich könnte mir damit doch ein bisschen ein Geld verdienen. Ich spüre dabei immer wieder einen Hauch von Mitleid in ihrem Tonfall. Und ich weiß auch, dass sie es nur gut mit mir meinen. Aber dieses es mit mir gut meinen, entsteht aus einem ganz anderen Denksystem heraus, aus einem, in dem das Geld eben im Zentrum des Lebens steht.

Ich sehe mich als Experimentierfrau, ich mache gerne Sachen für meine ganz speziellen Werkwochen. Wenn ich Nutella für den Sommer mache, dann habe ich dabei die 70 Kinder, die ich alle kenne, die im Sommer bei mir Zeit verbringen werden, im Kopf – und ich weiß von sehr vielen schon ihre Vorlieben beim Essen. Genau um diese Verbundenheit geht es mir. Diese kleinen Besonderheiten machen genau diese Atmosphäre aus.

Ich sehe mich nicht als Haselnussrösterin und Mixer bis zur Überhitzung Quälerin – und das tage- und wochenlang. Das wäre stupid. Das würde es mir vermiesen, und es würde mir den genüsslichen Prozess des Kraft, Energie, Lust und Liebe in die Materie stecken in schnöde Arbeit fürs Geldverdienen verwandeln.

MEIN KRÄUTERTEE

Und wieder ähnlich, und doch auch wieder anders, verhält es sich mit dem Kräutertee. Seit zwei Jahren trinke ich ausschließlich meinen selbst gesammelten und selbst getrockneten Kräutertee. Ich bin also auch schon kräuterteeautark – und die Menge ist gerade so groß, dass ich auch ein bisschen was weiter schenken kann. An meine Kinder und an Menschen, die Kräutertee gern haben und zu schätzen wissen, wie gut er schmeckt.

Das Sammeln ist zu einem schönen Jahreskreislaufritual geworden. Alle Jahre wieder ist es schön, im Frühling das erste Grün nicht einfach nur als Grün zu sehen, sondern immer mehr von diesen grünen Blättern auch zu erkennen. Spazieren zu gehen und dabei Himbeerblätter und Brombeerblätter zu sammeln, oder im Frühling im Garten die Brennnesseln nicht einfach auszurupfen, sondern sie in Büscheln zusammenzubinden, sie nicht als Unkraut zu sehen, sondern als gesunde Zutat für einen feinen Tee. Oder Flecken in der Wiese zu entdecken, an denen besonders viel Gundelrebe wächst, an der man sich in Maßen bedienen kann, so viel, dass es auch in den nächsten Jahren noch genug davon gibt. Und so wie bei allem, was man eine Zeit lang gern und intensiv tut, ist es einem dann

auch wieder irgendwann genug. Dann ist es Zeit damit aufzuhören, und so begrenzt sich die Menge an Tee wie von selbst. Diese Grenzen, auch in der Üppigkeit, sind gut.

Ich musste auch erst lernen, wie ich Kräutertee mache. Klingt jetzt vielleicht komisch, aber ich wusste von all den vielen kleinen Schritten, die notwendig und mir jetzt mittlerweile geläufig sind, nichts.

Ich weiß jetzt, zu welcher Jahreszeit ich welche Blätter von welchen Pflanzen pflücke, wo sie rund um mein Haus in Spaziergeheichweite wachsen, wie und wo ich sie in meinem Haus trockne, ohne dazu zusätzliche Energie zu verbrauchen, wie ich sie abreble, wie ich sie so aufbewahre, dass sie ein Jahr lang aromatisch bleiben. Und beim Mischungen herstellen – von eher erdig über fruchtig bis hin zu blumig blühend – habe ich auch schon ein bisserl Erfahrung.

Ich trinke täglich Kräutertee und auch viele meiner Gäste genießen ihn, dadurch verbrauche ich doch recht viel. Ich kann damit ganz verschwenderisch umgehen, weil ich diese Schätze rund um mich ja einfach nur heben muss. Sie sind in den Wiesen der Umgebung im Überfluss vorhanden, begrenzt nur vom Vorhandensein meiner Spaziergeh- und Pflücklust. Und auch in meinen Beeten wächst genug Pfefferminze, Melisse und Salbei. Nur mit der Zitronenverbene muss ich erst umgehen lernen. Aber es ist mir immerhin schon gelungen, sie ein Jahr über den Winter zu bringen und ich hatte im Sommer 2020 schon eine Ernte von 2 Einlitergläsern. Dementsprechend sparsam wird mit dieser Blätterkostbarkeit umgegangen.

Und auch das Projekt Kräutertee wird so bald nicht langweilig, weil es immer wieder neue Teezutaten zu entdecken gibt, sich neue Herausforderungen von besonders köstlichen, aber heiklen Pflanzen auftun und ich dieses „Alle-Jahre-Wieder-Jahreskreislaufritual“ einfach erdend finde. Ich freue mich ja auch jedes Jahr wieder über das Erblühen meines Apfelbäumchens, auch das wird mir sicher nie langweilig werden. Ganz im Gegenteil - es hält mich lebendig und lässt mich auf eine besondere Art spüren, in welcher Jahreszeit ich gerade bin. Es ist mir keine Last, es ist mir eine Lust – und in der richtigen, für mich passenden Dosierung wird es mir das auch bleiben. Eben weil ich mich nicht als Teeplückerin sehe und auch nicht als Teetrocknerin, sondern als eine in der Natur nach Schätzen Sucherin.

MEINE MARMELADE

Als vor drei Jahren der Sohn einer Freundin das erste Mal zu mir kam, hat ihm meine Stachelbeermarmelade ganz besonders gut geschmeckt. Einmal beim Frühstück meinte er, dass ich seiner Mama unbedingt sagen muss, wo ich diese Marmelade kaufe, weil er sie

auch daheim haben mag. Als ich ihm sagte, dass es die nicht zu kaufen gibt, weil das eine selbstgemachte Marmelade mit Stachelbeeren aus meinem Garten ist, reagierte er fast ein bisschen empört. „Das ist ur gemein!“ meinte er damals. Mit seinen sieben Jahren schien es ihm, als werde ihm etwas vorenthalten, das ihm eigentlich zustehe. Und diese Reaktion von einem Kind, das gewohnt ist, alles einfach kaufen zu können, das nur das Geld kennt, um zur Erfüllung der Wünsche zu kommen, ist gar nicht so unlogisch. Wo es doch in unserer Welt fast nichts mehr gibt, das es nicht zu kaufen gibt. Seit damals kommt er jeden Sommer zu mir und weiß mittlerweile diese kleinen Besonderheiten zu schätzen. Diese Marmelade und auch diese Erdnussbutter (auch die liebt er sehr) gibt es eben nur in den Werkwochen. Das ist eine der vielen kleinen Zutaten, die diese Woche zu einer besonderen macht. Ich freue mich sehr darüber, dass Kinder auch in Zeiten des Überflusses bei mir so manche begrenzte Besonderheit kennen und schätzen lernen und damit eine wichtige Kleinigkeit mitnehmen.

Das, was mich umgibt, was da um mich wächst, wird immer mehr zum Maß für mein Leben. Diese mich umgebende Natur wird zu dem, was mich beeinflusst. Es wird zum Rohstoff meines Lebens – und ich finde es eine spannende Herausforderung, daraus etwas zu machen. Das befriedigt meine Lust aufs Ausprobieren. In dieser meiner Blase entsteht kein Gusto auf eine saftige Mango. Ich weiß schon, dass das jetzt für viele ganz ärmlich rüber kommen mag. Aber meine zwei Apfelsorten, eine gute süße und eine gute säuerliche, befriedigen meinen Obstgusto offensichtlich so, dass es mir in den letzten Jahren wirklich nicht in den Sinn gekommen wäre, mir eine Mango zu kaufen. Abgesehen davon, dass es sehr selten vorkommt, im Supermarkt eine gute Mango zu bekommen. Der Gusto auf Mango gehört in ein anderes Lebenssystem. In das System Geld gegen Wünsche, oder halt Wünsche gegen Geld. Ich habe ja selbst lange in diesem System gelebt und ich fand überhaupt nichts Sonderbares dabei. Jetzt bin ich einfach froh, dass ich da gelandet bin, wo ich jetzt bin. Dieser Platz hat mich nicht nur ein Stück verzaubert, er hat mich auch ein Stück verwandelt.

Meine Eier, mein Nutella, mein Gemüse, meine Äpfel, meine ... sind wertvoll. Sind voll des Wertes von Eiern, des Wertes eines guten Haselnussschokoaufstrichs, des Wertes von Gemüse, des Wertes von Äpfeln,... Diesen Wert haben sie in erster Linie für mich und für die Menschen, mit denen ich verbunden bin. Über diese Grenze hinaus haben sie wahrscheinlich wenig oder vielleicht auch manchmal keinen Wert. Und weil bei mir ein Ei ein Ei ist und ein Apfel ein Apfel, stellt sich auch die Frage nach dem Gegenwert in Geld ausgedrückt auch nicht. Es gibt ihn nicht. Ich brauche ihn immer seltener. Klar ist Geld ein nicht wegzudenkender Faktor, ohne den es heute nicht geht, aber ich freue mich um jeden Schubser, der das Geld wieder ein Stücklerl an den Rand schiebt.

Geld als Zentrum des Lebens scheint sich verselbstständigt zu haben. Das Streben danach wird gleichsam als Naturgesetz angesehen. Alles Glück scheint nicht darüber definiert zu sein, einfach zu sein, zu haben und sich wohl zu fühlen, sondern etwas zu verkaufen, damit Geld zu verdienen, um sich dann mit diesem Geld etwas leisten zu können, was einen glücklich macht.

Die ursprüngliche Idee des Geldes hat sich verabschiedet. Geld ist der Sinn und Zweck von Geld geworden.

Gäbe es heute ein Schlaraffenland, so würden wir seine Bewohner wohl als arme Schlucker und als unfrei betrachten, weil sie kein Geld haben.

Und zum Schluss dieses Kapitels noch die so schöne Parabel vom mexikanischen Fischer:

„Ein Investmentbanker stand in einem kleinen mexikanischen Fischerdorf am Pier und beobachtete, wie ein kleines Fischerboot mit einem Fischer an Bord anlegte; er hatte einige große Thunfische geladen. Der Banker gratulierte dem Mexikaner zu seinem prächtigen Fang und fragte, wie lange er dazu gebraucht habe. Der Mexikaner antwortete: "Nicht lange - ein paar Stunden nur." Warum er denn nicht länger auf See geblieben sei, um noch mehr zu fangen, fragte der Banker. Der Mexikaner sagte, die Fische reichten ihm, um seine Familie die nächsten Tage zu versorgen. Der Banker bohrte weiter: "Aber was tust du denn mit dem Rest des Tages?" Der Fischer: "Ich schlafe morgens aus, gehe ein bisschen fischen; spiele mit meinen Kindern, mache mit meiner Frau Maria nach dem Mittagessen eine Siesta, gehe im Dorf spazieren, trinke dort ein Gläschen Wein und spiele Gitarre mit meinen Freunden, so habe ich ein ausgefülltes Leben". Der Banker erklärte: "Ich bin ein Harvard-Absolvent und könnte dir ein bisschen helfen. Du solltest mehr Zeit mit Fischen verbringen und von dem Erlös ein größeres Boot kaufen. Damit könntest du mehrere Boote kaufen, bis du eine ganze Flotte hast. Statt den Fang an einen Händler zu verkaufen, könntest du direkt an eine Fischfabrik verkaufen und schließlich eine eigene Fischverarbeitungsfabrik eröffnen. Du könntest Produktion, Verarbeitung und Vertrieb selbst kontrollieren. Du könntest dann dieses kleine Fischerdorf verlassen und nach Mexiko City, Los Angeles oder vielleicht sogar nach New York City umziehen, von wo aus du dann dein florierendes Unternehmen leitest." Der Mexikaner fragte: "Und wie lange wird dies alles dauern?" Der Banker antwortete: "So etwa 15 bis 20 Jahre." "Und was dann?" fragte der Fischer. Der Banker lachte und sagte: "Dann kommt das Beste. Wenn die Zeit reif ist, könntest du mit deinem Unternehmen an die Börse gehen; deine Unternehmensanteile verkaufen und sehr reich werden. Du könntest Millionen verdienen." Der Mexikaner meinte: "Millionen. Und dann?" Darauf der Banker: "Dann könntest du aufhören zu arbeiten. Du könntest in ein kleines Fischerdorf an der Küste ziehen, morgens lange ausschlafen, ein bisschen fischen

*gehen, mit deinen Kindern spielen, eine Siesta mit deiner Frau halten, im Dorf spazieren, am Abend ein Gläschen Wein genießen und mit deinen Freunden Gitarre spielen.*²²

ARM UND REICH – EIN WEITERER VERSUCH, GEGEN DEN STRICH ZU BÜRSTEN

Auch für die Adjektive arm und reich können, je nach Zusammenhang und Standpunkt, sehr viele Interpretationen gefunden werden. In den meisten Medien, in denen ja immer alles ganz schnell und einfach auf den Punkt gebracht werden muss, wird arm und reich meist ausschließlich mit der einen Dimension Geld erklärt und abgehandelt.

Ich möchte versuchen, diese Geldbedeutungsschicht, die alles zu überlagern scheint, die wie Staub über so vielen Begebenheiten liegt und die Eigenart von so vielem zudeckt, entfernen. Auch von den Begriffen arm und reich. So wie eine geistige Archäologin. Ich will wieder die vielfältigen Bedeutungen in Erinnerung rufen und auch die möglichen Perspektivenwechsel ausloten.

Vielleicht hat es mit unserer Faktenverliebtheit, beweisen, zählen und berechnen können wollen zu tun, dass Zahlen so etwas Mächtiges geworden sind. Ganz schnell wird einem mittels Zahlen gesagt, ob man arm oder reich ist. Was verdienst du? 1000 € netto – dann bist du arm, 1200 € armutsgefährdet, 2000€ netto – dann bist du Durchschnitt, also Medianeinkommen.²³

Wir brauchen es kurz, prägnant und klar – Schnelligkeit geht vor Richtigkeit. Und so wird das komplexe Kapitel der Armut in den Medien auch oft unter dem alleinigen Aspekt der Zahlen betrachtet. Obwohl sich alle, die sich mit Armut auseinandersetzen, wissen, wie kompliziert und facettenreich Armut ist, und wie schwer bis unmöglich es demnach ist, Armut messbar zu machen. Und so wie für Armut, die alleinige Geldwertperspektive nicht aussagekräftig ist, gilt das natürlich auch für Reichtum. Nur weil einer viel Geld hat, ist er noch lange nicht reich.

Man könnte Menschen auch nach ihrer Miete fragen: Wie viel zahlst du im Monat? 1300? – du arme Sau, wäre wohl die passende Kategorie. 800? – bedauernswert. 300? –

²² <https://www.tuneful.at/elixier/media/projekte2/InvestmentbankerUndDerFischer.pdf> 18.01.2021

²³ Im Jahr 2019 verdienten unselbständig Beschäftigte, wenn Teilzeit- und Vollzeitbeschäftigte zusammen betrachtet werden, im Mittel (Median) 2.105 Euro netto im Monat (inkl. anteiligem Urlaubs- und Weihnachtsgeld). https://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/soziales/personen-einkommen/nettomonatseinkommen/index.html 19.02.2021

beneidenswert – superreicher Glückspilz. Natürlich ist auch diese Kategorie für sich alleine Nonsense. Verdienst gemeinsam mit Miete hingegen sagen schon mehr aus.

Deshalb finde ich auch so gewisse Kategorien, die nach zur Verfügung stehenden Geldsummen eingeteilt werden, nicht zielführend. Sie sind natürlich notwendig und auch nicht falsch, aber die schnell gezogenen Schlüsse sind oft falsch.

Das ist natürlich allen, die sich mit dem Thema Armut auseinandersetzen, klar. Auch wenn noch so viele Fakten, Kategorien und Größen miteinbezogen werden, wird es keine allgemein gültige, „richtige“ Formel für Armut geben. Dr. Alban Knecht schreibt in seinem Artikel zur multidimensionalen Armutsmessung, nachdem er die unterschiedlichsten Messmethoden von Armut aufgelistet hat: *„Am Ende wird auch bei diesem Verfahren klar, dass die Armut, die hier gemessen wird, doch immer die Armut ist, die vorher definiert wurde.“*²⁴

Und das ist für mich der ganz wesentliche Punkt: Die Definition von Armut. Wer definiert sie? Die Statistiker, die Politiker, die Männer, die Frauen, die Kinder, Forscherinnen, Wissenschaftler, Arbeiterinnen, Angestellte, Bettler, ...?

Darf jede und jeder für sich ganz persönlich seine eigene Armut und seinen eigenen Reichtum definieren? Und wenn wir das dürften, was gäbe es da für Voraussetzungen? Und wenn wir das dann tun, was hätte das für Folgen?

Natürlich ist es total wichtig, sich mit den vielfältigsten Treibern von Armut auseinanderzusetzen und davon auch Statistiken und Zahlenreihen zu machen. Aber diese analytische Herangehensweise ersetzt nicht den ganz individuellen Blick auf die persönlichen Situationen von Menschen, die benachteiligt, am Rande unserer Gesellschaft sind. Es braucht beides. Und auch die Maßnahmen gegen eine stärker werdende Ungleichheit müssen dann auf diesen beiden Ebenen passieren – politisch, gesellschaftliche Maßnahmen sind genauso wichtig wie persönlich abgestimmte Einzelbetreuung.

Manchmal scheint es sogar, dass Zahlungen von Hilfs- und Unterstützungsgeldern die einfachere Übung ist, die allerdings oft zu kurz greift. Das sich wirklich mit den Problemen der Menschen, die an verschiedensten Mängeln in ihrem Leben leiden, auseinanderzusetzen, ist wohl der viel kompliziertere Vorgang. Es bräuchte Geld, Menschen dafür zu bezahlen, sich dieser Auseinandersetzung zu stellen, und um jenen begleitend, unterstützend und bereichernd zur Seite zu stehen.

²⁴ http://www.armutskonferenz.at/files/knecht_multidimensionale_armutsmessung-2017.pdf Zugriff 05.01.2021
Seite 3

Ich habe auf den vorangegangenen Seiten viel über meinen ganz persönlichen und individuellen Reichtum geschrieben. Jetzt möchte ich auch ein bisschen über meine ganz persönlichen Armutserfahrungen berichten.

Diese sind klarerweise subjektiv, aber sie sind Voraussetzung dafür, Problemfelder auch auf einer allgemeineren Ebenen zu verstehen.

Meine Mutter war, als sie sich 1972 scheiden ließ, arm.

Die Installationsfirma mit den 18 Angestellten, die sie gemeinsam mit meinem Vater aufgebaut hatte, war aus finanztechnischen Gründen nur die meines Vaters. Sie, die die ganze Organisation, Einteilung, Buchhaltung, Lohnverrechnung, Kundenbetreuung, usw. über hatte, war nur als Angestellte in diesem Unternehmen geführt. Sie war zwar die treibende Kraft, die meinen Vater motiviert und unterstützt hat, überhaupt die Meisterprüfung und sich dann auch noch selbstständig zu machen, aber das zählte alles nicht. Fakten zählen! Offiziell war er der Firmenchef, sie nur die Buchhalterin. So wurde durch ihren Lohn der Gewinn gemindert, was ja einen finanziellen Vorteil brachte, solange sie beide von diesem Gewinn lebten. Es war also total legal, dass meine Mama nach der Scheidung nichts besaß und mein Vater alles. Dass mein Vater sich die ersten Jahre nach der Scheidung geschickt aus der Alimente-Zahl-Verantwortung geschlichen hat, war zwar nicht legal, aber über Jahre hindurch möglich. Das hatte ziemlich bedrückende Auswirkungen für uns drei, meine Mutter, meine Schwester und mich.

Was aber noch viel stärker wog als die monetäre Armut, war, dass meine Mama seelisch und menschlich so arm war. So lieb mein Opa zu uns Enkelkindern gewesen ist, so abfällig und abwertend war er meiner Mutter gegenüber. Bei meiner Großmutter teilte sich meine Mama die Geringschätzung gerecht mit allen anderen Familienmitgliedern. Nur meine Schwester bildete da eine Ausnahme. Für meine Großeltern war meine Mama die Schuldige an der Scheidung, obwohl ihr Schwiegersohn ein gewalttätiger Alkoholiker war. Er war ein Mann – und wenn eine Ehe in die Brüche ging, dann war es die Schuld der Frau. Das war die damals vorherrschende Meinung und so auch die Meinung meiner Großeltern. Umso bewundernswerter, dass es meine Mama, in Zeiten mit solch verqueren Meinungen und Werten, es überhaupt geschafft hat, sich scheiden zu lassen. Sie hatte schon eine kämpfende und starke Seite. Sie hatte aber auch eine geprügelte-Hund-Seite. Ich glaube, ihr Selbstwert war so gut wie kaum vorhanden, und die Frage „Was will ich von meinem Leben?“ war ihr ganz und gar fremd.

Würde und Selbstwert wurden in ihrer Kindheit nicht gesät und falls da, in ihrem jungen Erwachsenenleben, durch ein paar Freundschaften so was wie zarte Pflänzchen zu wachsen begonnen hatten, wurden diese durch die zwölf Jahre Ehe mit meinem Vater wieder gänzlich zunichte gemacht.

Das war die eigentliche Armut meiner Mutter. Und klar hätte damals ein bisschen mehr Geld im Monat ihr den enormen Druck genommen, aber dieses Mehr an Geld hätte diese kaputte Frau nicht weniger kaputt gemacht. Da hätte es viel mehr, bzw. etwas ganz anderes, als Geld gebraucht. Ich glaube, meine Mutter blieb ihr Leben lang arm, auch später, als sie genug Geld hatte.

Sie war einfach zu einem funktionierenden und fleißigen Menschen erzogen worden. Diese Vorgaben erfüllte sie brav. Sie hat immer hart und viel gearbeitet, sie war nie arbeitslos, kümmerte sich um alle anderen Menschen und meinte es wahrscheinlich auch nur gut, wenn sie uns allzu üppig mit der damals noch „gesunden Watschn“ eindeckte. In ihrem würdelosen Geprügelter-Hund-Dasein griff sie auch schon mal des Öfteren zum Kochlöffel. Wir Kinder spürten damals schon, dass sie sich dabei abreagierte und es keine bewusst gesetzte, erzieherische Intervention war.

So hatte sie nicht nur Eltern, die sie nicht schätzten, einen Mann, der sie demütigte, sondern auch noch Kinder, die sich vor ihr fürchteten und sie hassten. Erst später, als wir schon größer waren und nicht mehr geprügelt wurden und die Zusammenhänge verstehen konnten, wandelte sich der Hass in Mitleid.

Das Leben meiner Mama war ein einziger Mangel. Mangel vor allem an Liebe, Mangel an Selbstwert, Mangel an Selbstbewusstsein, Mangel daran, überhaupt darüber nachdenken zu können, was sie von ihrem eigenen Leben wollte, Mangel an der Fähigkeit, Gefühle und Probleme in Worte zu fassen, Mangel an Mut und Vermögen, ihre eigenen Kinder lieb zu haben und sie als das zu sehen, was sie waren.

Klar – da war auch noch der Mangel an Geld, aber das war eben nur ein kleiner Teil dieser „multidimensionalen“ Armut.

So elend dieses Leben meiner Mama war, so muss man wahrscheinlich davon ausgehen, dass es sich um ein vielleicht nicht gerade durchschnittliches Frauenleben der 1970er, aber doch ein häufig vorkommendes, handelte. Weder ihr Leben noch unsere Kindheit waren Einzelschicksale.

Was meine Schwester und mich die finanzielle Armut deutlich spüren ließ, war weniger die geringe Summe an Geld, die monatlich zur Verfügung stand, sondern viel mehr der Vergleich mit unserem Umfeld. Wir gingen in eine katholische Privatschule, zu den Ursulinen. Damals gab es an öffentlichen Volksschulen noch keine Nachmittagsbetreuung, und meine Mama musste aber den ganzen Tag arbeiten, um genug zu verdienen. So gingen wir mit den Töchtern von Ärztinnen und Rechtsanwältinnen, Immobilienbesitzerinnen und Juwelierinnen in die Schule. Dieser Unterschied machte uns arm.

Glückliche Begebenheiten und Zufälle haben das, was sich sonst oft in die nächste Generation fortsetzt, unterbrochen.

So hatten meine Schwester und ich einander. Wir hatten uns gegenseitig. Dadurch konnten wir schon von klein an die Erfahrung machen, geliebt zu werden und lieb haben zu können. Ohne Wenn und Aber, einfach total, einfach angenommen und verstanden werden. Und ich konnte mir zusätzlich noch der Liebe und Wertschätzung meines Großvaters sicher sein.

Ich wurde als Kind also von zwei Quellen gespeist, und das war wohl der Grundstock für mein Leben, das sich aus heutiger Sicht doch ziemlich reich anfühlt. Ich erfuhr emotionale Bildung, soziale Bildung und auch die schulische Bildung war für mich eine Krücke, mit der ich aus meinem familiären Sumpf heraustreten konnte. Diese Kreiskysche Bildungsreform hat bei mir – im positiven Sinne – voll zugeschlagen.

Finanziell gesehen, glaube ich, hatten meine Mutter und ich es ähnlich eng. Um das genau vergleichen zu können, müsste ich jetzt in irgendwelchen Statistiken und Kaufkrafttabellen forschen und das wäre mir zu aufwendig. Ich weiß nur, dass ich damals während meines Studiums – auch schon geschieden – von der Familienbeihilfe meiner Tochter, meiner eigenen Familienbeihilfe und den Alimenter meines Vaters gelebt habe. Ich glaube also, dass die Beengtheit unserer finanziellen Situation vergleichbar war.

Aber – ich war in der Lage, Gefühle in Worte zu fassen, mich denken und fantasieren zu trauen, was ich gern vom Leben hätte, was mir und meiner kleinen Tochter gut tun würde. Ich konnte mich auf das Liebhaben meiner Kinder einlassen. Ich wagte es – obwohl mich alle in meiner Familie für verrückt hielten, meine Tochter im Geburtshaus Nußdorf zur Welt zu bringen. Das kostete damals 24.000 Schilling. Michi und ich waren beide 19 Jahre alt, als wir Eltern wurden. Wir und unser Kind waren für uns so wichtig, dass wir für den Start in diese neue Situation unsere Hochzeitssparbücher gleich mal ein bisserl plünderten. Ich habe noch ganz deutlich den Satz meiner Tante in aufgebracht Stimmlage im Kopf: „Um des Göd kriagt ma ja a gonze Wohnzimmereinrichtung!!!“

Was mit dieser Geburt im Geburtshaus Nußdorf begann, konnte ich auch erst im Rückblick sehen. Es war jedenfalls die zweite große Etappe hin zu einem selbstbestimmten und würdigen Leben. Der zweite große Schritt im Abschütteln all der elenden Seinszustände, die einem, wenn man drinnen steckt, einfach als Normalität vorkommen.

Ich hatte auch davor schon feine Erfahrungen mit Menschen gemacht, die lieb mit mir waren – nicht nur meine Schwester und mein Opa. Aber ich war mir auch immer bewusst, ein Kind aus einer der unteren Schichten zu sein. Und so wie die Reichen den Umgang und die Codes ihrer Schicht lernen, so lernt man als Arbeiterkind in einer Familie den devoten

und untertänigen Ton der Welt gegenüber. Das geistige Buckeln vor all den Menschen, die über dir stehen. Das Wissen, wo dein Platz in der Gesellschaft ist. Dass so viele Menschen über mir standen, das war für mich auch nichts, gegen das ich aufbegehrt hätte, es spürte sich an wie ein Naturgesetz.

Es begann mit diesen vielen Geburtsvorbereitungsabenden, an denen mir wirklich ganz glaubhaft vermittelt wurde: Wir als Hebammen und Ärzte sind nur zur Unterstützung da. An diesen Abenden wurde versucht, uns alles zu erklären, zu erzählen und zu beschreiben, um bestmöglich auf diese Geburt vorbereitet zu sein. Ihr Ziel war es, dass wir sie gar nicht brauchten, so selbstständig wollten sie uns machen. Sie trauten uns das einfach zu. Falls wir doch Hilfe brauchten, dann würden sie eh da sein. Und das war nicht nur ein bigottes Geschwafel, das ich aus acht Jahren katholischer Privatschule zur Genüge kannte – die meinten das wirklich ernst und handelten danach. Mir wurde Wertschätzung, Respekt und Anerkennung entgegengebracht, wie ich das in einer Einrichtung noch nie erfahren hatte. Ich brauchte dann eh ordentlich Hilfe – zwischendurch erschien es mir unvorstellbar, dass dieses Baby jemals aus diesem meinen Bauch heraus kommt, aber auch in dieser extremen Situation waren alle so liebevoll, respektvoll und wertschätzend mit mir.

Ich kenne viele Geburtsgeschichten meiner Freundinnen und war auch selbst mal Begleitperson, als eine langjährige Freundin ihr erstes Kind zur Welt brachte. Die Erfahrung, die ich bei der Geburt meiner ersten Tochter machen durfte, war ganz einzigartig. Die Hebammen und Ärzte behandelten mich wie eine Königin, und ich hatte auch zum ersten Mal im Leben das Gefühl, eine Königin zu sein. Und mit dieser so essentiell neuen Erfahrung ging ich in die ersten Tage meines neuen Mamaseins.

Schon während der Schwangerschaft traute ich mich mit dieser liebevollen Begleitung auf einmal Dinge, die zuvor undenkbar gewesen wären. Auf mich und mein Gefühl hören, zählte plötzlich mehr als Konventionen und das, was man halt so tut, oder eben nicht tut. Ich glaube, wenn man drauf geachtet hätte, dann hätte man gesehen, dass mein Gang ein aufrechterer wurde, dass ich meinen Kopf deutlich mehr gehoben habe.

Diese Verschiebung hat mein mich so selbstverständlich in hierarchische Gegebenheiten Fügen ordentlich erschüttert. Aus dieser so grundlegenden Erfahrung sind weitreichende Prozesse initiiert worden. Es ging nicht mehr um wer hat wem was zu sagen, wer muss befolgen, wer hat zu kommandieren. Klar waren diese Hebammen und die Ärzte mir mit ihrem Wissen weit überlegen, das war ja auch nicht anzuzweifeln, aber darum ging es eben nicht. Es ging um die Erfahrung, dass jemand, der in deinem Weltbild weit über dir steht, ganz ehrlich auf Augenhöhe mit dir spricht, sich mit dir auseinandersetzt. Das brachte dieses ganze hierarchische Denken, das ganze blöde System von oben und unten ins Wanken und konnte durch eine neue Art mit Menschen umzugehen ersetzt werden.

Dieses mehr an Wissen bedeutete nicht gleichzeitig mehr an Würde und umgekehrt bedeutete dann dieses weniger an Wissen auch nicht weniger an Würde. Diese Erkenntnis hatte Auswirkungen auf mein Mama sein, auf mein Lehrerin sein und überhaupt auf mein Sein. Ich wollte so eine Mama, so eine Lehrerin sein, wie es meine Hebamme war. Ich wollte bestmöglich begleiten, einen guten Rahmen schaffen und dort unterstützen, wo ich gebraucht wurde. Das verlangte schon auch Klarheit und Stärke, aber nie ein sich drüber stellen oder höherwertig fühlen.

Und diese Lebensweichenstellung für 24.000 Schilling – eine wahre Okkasion. Und dabei war es wieder nur reiner Zufall, dass ich überhaupt beim Korbei (der Frauenarzt, der damals das Geburtshaus Nussdorf mitgegründet hat) in Ordination war. Es war nämlich nicht so, dass ich mit 18 Jahren schon ein kritisch denkendes Mädels war. Nein, ich war eine angepasste, brave und strebsame Duckmäuserin. Ich habe immer alle Hausübungen gemacht und mit Auszeichnung maturiert. Ich kam nur zu so einer Geburt, die nicht nur die Geburt meiner Tochter war, sondern auch mich irgendwie neu geboren hat, weil eine Freundin meiner Mutter Ordinationshilfe beim Korbei war. Alles nur Zufall – mit solchen Auswirkungen.

Ich merkte schon damals, dass ich eine so viel stabilere Basis in mir hatte, als meine Mama jemals in ihrem Leben.

All diese Stärkungen, die ich erfahren habe, garantieren natürlich kein sorgenfreies Leben. Krisen, Probleme und Verzweiflung stellten sich auch in meinem ein, wie wohl in jedem anderen auch. Der Unterschied liegt darin, welche Handlungswerkzeuge einem zur Verfügung stehen, um mit diesen Problemen umzugehen.

Zu diesen zwei wesentlichen Schritten kam dann später noch ein dritter, der aber wahrscheinlich erst durch die beiden vorangegangenen möglich war.

Ich lernte Freunde kennen, die ungefähr zehn Jahre älter und alle in Therapie waren, weil sie selbst mal Therapeutinnen werden wollten. Diese Freundschaft änderte meinen Blickwinkel auf Therapie als Hilfestellung im Leben maßgeblich. Und als sich dann wieder einmal eine Krise so unerträglich anspürte, konnte ich den Schritt machen, mir therapeutische Unterstützung zu holen. Ich lernte über meine Verzweiflung und Gefühle reden und reflektieren, ich traute mich, meine Angst und Not ganz genau zu betrachten, ich lernte Zusammenhänge zu sehen, immer wiederkehrende Kreisläufe zu erkennen, ich lernte meinen eigenen Anteil dieser Krisen anzuschauen – ja, ich glaube, ich lernte eine neue Sprach- und Denkweise.

Das alles hatte ich als Sissi, als junge Mama, zur Verfügung. Das war und ist der wahre Reichtum meines Lebens. Das ließ in mir ein Rückgrat und eine Würde wachsen, die nicht

mehr so leicht zu zerstören waren. Darin lag der große Unterschied zwischen meiner Mama und mir begründet. Unsere finanziellen Situationen unterschieden sich wenig.

So wie auch ich hatte meine erste Tochter Johanna bis zur vierten Volksschule kein einziges Stück neues Gewand. Alles war entweder in der Familie weitergegeben oder geschenkt worden oder vom Flohmarkt. Und auch ich kannte das Gefühl, wenn das Geld ganz knapp wird und sich kein Essen mehr ausgeht, gut. Damals waren die Pfandflaschen immer meine Notreserve. Ich sammelte sie im Vorzimmer – falls es ganz eng wurde, gingen sich mit dem Eintauschen einiger Flaschen immer noch Nudeln oder Erdäpfel aus. Es war schon immer wieder mal knapp, aber es war nie elend. Wir aßen billig, aber nicht grauslich. Ich hatte Zeit, Freude und Lust mit meiner Tochter zu spielen, zu zeichnen, zu basteln, zu diskutieren, zu streiten, vorzulesen und Märchen anzuhören,... Und ich getraute mich, nach meinem Gefühl und meinen Abwägungen zu entscheiden, was für mein Kind und mich gut war. Die Normen der Gesellschaft, in denen meine Mama noch gefangen war, konnten keinen Zwang mehr auf mich ausüben – oder in viel kleinerem und viel weniger schädigendem Ausmaß.

So entschieden wir uns als Eltern auch für eine andere Art der Volksschule. Wir wählten eine elternverwaltete Schule, in der wir uns ganz viel einbrachten, mitmachten, mitgestalteten, renovierten und kochten. Die 300 € im Monat teilten wir uns. So wie wir uns alle Kosten und Aufwendungen für unser Kind teilten, wie auch die Zeit, in der Johanna bei mir und beim Michi war.

Und wieder ist mir so ein Spruch, damals vom Freund meiner Mutter, im Ohr:

„I versteh ned, dass ma freiwillig so vü dafia zoit, dass des Kind vü weniger leant.“ Er meinte mit dem Lernen die Malreihen, das Dividieren, das nach gewissen Regeln richtige Schreiben, das stundenlange Üben,... Wenn man Lernen auf diesen kleinen Bereich einengt, dann hatte er Recht, aber nur dann.

Was die Kinder in dieser Freien Schule Hofmühlgasse alles lernten, war viel mehr. Sie lernten, sich tagelang selbst Spiele auszudenken, Geschichten zu erfinden, Dialoge zu entwickeln, Freundschaften einzugehen, so intensiv, wie das in öffentlichen Schulen gar nicht möglich wäre, weil sie nicht so viel Zeit dafür hätten. Sie lernten, sich ordentlich auszutoben, sie lernten sich zu streiten und wieder zu versöhnen – und wenn sie Hilfe dabei brauchten, lernten sie, sich Hilfe von Lehrerinnen zu holen. Sie lernten, nach ihrem eigenen Tempo zu arbeiten und sich das Üben einzuteilen. Ja – sie lernten so viel und nahmen einen niemals nachzuholenden Schatz mit ins Leben: Vier unbeschwerte und glückliche Jahre Kindheit, ohne sinnlose Disziplinierungen. Von dem üblichen Volksschullernen, von dem der Freund meiner Mutter sprach, von dem bekamen sie schon auch was mit. Auf jeden Fall genug, um mit ein bisserl Nachlernen in eine weiterführende öffentliche Schule zu wechseln. Ja, Malreihen kann man nachholen, tagelanges Wolfsrudelspielen mit selbst gebauten Matratzenhöhlen – das ist nicht nachholbar.

Und was sie alles nicht verlernten, sei auch noch erwähnt. Sie verlernten nicht neugierig zu sein, sie verlernten nicht nachzufragen, sie verlernten nicht die Lust am Denken. Sie verlernten nicht, sich als mündige und ebenbürtige Wesen in dieser Gesellschaft zu fühlen.

Im Nachhinein sah ich sogar, dass es auch finanziell ein guter, ja fast genialer Schachzug war. Diese Schule bot eben ein ganz stimmiges Umfeld für das, was mir für mich und meine Tochter wichtig war. Sie musste sich nicht in ein bürgerlich, hierarchisches System einfügen und dabei immer klar erkennen, an welcher niedrigen Position sie stand. Johanna konnte vier Jahre in einer alternativen Blase unbeschwert leben. Markenkleidung und Modetrends, die woanders ein Muss waren, waren in der Hofmühlgasse ganz egal. Kleidung an sich allerdings nicht. Die Kinder kamen ganz oft mit ihren selbst gewählten Kreationen in die Schule – da war vieles möglich. Je extravaganter, umso besser. Und wenn es kurz vor den Sommerferien in den Räumlichkeiten ziemlich heiß wurde, so saßen auch mal zehn Kinder in der Unterhose da.

Auch beim Spielzeug war das ähnlich. Ich musste nicht immer gleich das neueste Barbiemodell kaufen, um zu verhindern, dass meine Tochter nicht genügend Anerkennung bekam oder zur Außenseiterin wurde.

Damals – also vor ungefähr 25 Jahren – wurde eine Studie über den Background von Alternativschuleltern gemacht. Eine der zentralen Aussagen war, dass die Eltern über unterdurchschnittliches Einkommen, aber über einen überdurchschnittlichen Bildungsgrad verfügten.

Erst als Johanna mit zehn Jahren ins erste Gymnasium wechselte, wurde ihr ihr Kleidungsstil innerhalb von ein paar Wochen ausgetrieben. Sie erlebte zum ersten Mal die Enge der Normalität. Der Pfad, der bestimmte, was man in dieser Klasse anzuziehen hatte, um mit dabei zu sein, war ein schmaler. Schnell war sie auf Schiene, um dazuzugehören. Fruit of the Loom-Pullover musste es sein, Carhartt-Hosen mussten es sein – die Schuhmarke habe ich vergessen. Alles war streng geregelt. Und alle Farben mussten gedeckt sein – also dunkelblau, dunkelgrün, grau,... Das kostete alles nicht wenig, aber ich sagte mir immer, dass ich zehn Jahre so gut wie nix für das Gewand meiner Tochter ausgegeben hatte und dass ihr das jetzt wirklich zustand.

Auf die Zeit des ganz in der Gruppe Aufgehens, folgte dann wiederum der Prozess des sich von dieser Gruppe Lösens und des Entwickeln von wirklich eigenem.

Wahrscheinlich war der Prozess des sich Einfügens auch ein schmerzhafter. Und sie hätte ihn vielleicht weniger gespürt, wenn sie eine traditionelle, öffentliche Volksschule besucht hätte. Dafür hätte sie aber nicht diese vier stärkenden Jahre erlebt. Eine andere Alternativschulmama brachte es mit folgendem Vergleich ziemlich auf den Punkt:

Ich höre ja auch nicht auf eine Pflanze zu gießen, um sie auf kommende Trockenperioden vorzubereiten. Ganz im Gegenteil – ich gieße sie reichlich, um sie zu stärken.

Indem ich so reich geworden bin, konnten auch meine beiden Töchter in einer Atmosphäre aufwachsen, in der von Beginn an ein gesundes Maß an Selbstwert und Würde in ihnen wachsen konnte. Klar war es nicht die perfekte Kindheit und wir nicht die perfekten Eltern. Es gab Streit und Auseinandersetzung und meine mittlerweile selbst erwachsenen Töchter konfrontieren mich natürlich mit Versäumnissen und Fehlern, die ich gemacht habe, an denen sie jetzt kiefeln. Aber ihre Basis war doch eine ganz andere – von Beginn an.

Und auch hier spielt das Geld schon eine Rolle, aber aus meiner Sicht eine Nebenrolle. Im Zentrum stehen wohl immer die Liebe und die Bildung – emotionale Bildung, soziale Bildung, Menschenbildung – und natürlich auch die klassische intellektuelle Bildung, die man in der Schule erlernt.

Die Armut meiner Mutter gibt es leider immer noch, sie ist nicht Geschichte. Immer noch gibt es Menschen, die in ähnlich komplexen Notlagen, in komplexen Mangelzuständen sind. Und damit sie nicht einfach nur darauf warten müssen, dass ihnen so glückliche Zufälle aus ihrer elenden Situation helfen, wäre es so sinnvoll, Geld in die Hand zu nehmen, um sie bestmöglich zu begleiten.

So auch die Forderung von Martin Schenk von der Armutskonferenz: *„Was wir vorschlagen, das nennt sich Präventionskette. Das orientiert sich an den Entwicklungsbiografien der Kinder und startet um die Geburt herum mit den frühen Hilfen. Setzt sich dann weiter fort mit der Kleinkinderbetreuung, weiter mit der Schule, dann die Frage der Ausbildung und geht dann über 18 Jahre hinaus bis 24. (...) Es braucht ein System, das in Zusammenhängen denkt, weil sonst die Effekte nicht groß genug sind.“*²⁵ In Deutschland und in Dänemark habe sich diese Form der Armutsbekämpfung bewährt, wird in dieser Radiosendung weiter berichtet.

Armut ist eine sehr komplizierte, hoch komplexe Materie, die nicht ausschließlich mit einfachen Mitteln wie Geld zu bekämpfen ist. Das viel Zentralere ist wohl, dass man zuerst bei der Würde und beim Selbstwert der einzelnen Menschen und aller Familienmitgliedern ansetzen muss.

Wenn es so etwas wie „Heimhilfe“ für alte Menschen gibt, bei der die Art der Unterstützung an die Bedürfnisse der zu betreuenden Person angepasst wird, dann sollte es doch auch möglich sein, eine „Zuhause-Hilfe“ für Familien, die in Würdelosigkeit geraten sind, zu organisieren. Eine Hilfe, die eben das bringt, ergänzt und beiträgt, woran es in den Familien

²⁵ Journal Panorama zum Thema Kinderarmut vom 9. Juni 2020 , an Minute 27 ff.

mangelt. Eine Unterstützung beim Lachen, beim Spielen, beim Vorlesen, beim Erleben von leichten und glücklichen Momenten, beim Zubereiten von einfachen, guten und gesunden Nahrungsmitteln, beim Blödeln und beim Zuhören. Aber auch beim Auseinandersetzen, beim Streiten, beim Worte und Sprache für Gefühle finden. Beim Lernen, beim sich kritisch mit sich selbst Auseinandersetzen, beim Erfahren der eigenen Selbstwirksamkeit.

Und sogar bei der Hilfe und Unterstützung ist es so seltsam, dass sie in Gesellschaften, die wenig Selbstwert und wenig Geld haben, als Maßnahme gesehen wird, die die Erbärmlichkeit dieser Personen noch mal zu bestätigen scheint.

Hilfe und Unterstützung hingegen, die sich Manager, Politiker, Abteilungsleiter – also Menschen in Führungspositionen nehmen, wird ja auch ganz anders benannt. Da heißt es dann Coaching oder Consulting – ist ja gleich etwas ganz anderes. Aber vom Inhalt her ist es wohl das gleiche. Man bekommt Unterstützung für die Probleme, mit denen man gerade konfrontiert ist. Und auch da beißt sich die Würdelosigkeitsspirale in den Schwanz: Je weniger wert ich mir bin, desto größer ist die Scham, Unterstützung anzunehmen, je größer der Selbstwert ist, desto selbstverständlicher bin ich davon überzeugt, dass mir diese Unterstützung zusteht. Ich kann mir kaum vorstellen, dass sich eine Managerin dafür geniert, dass sie gecoacht wird, oder ein Politiker dafür geniert, dass er Sprechtraining bekommt.

Um noch einmal zu verdeutlichen, wie wenig Reichtum mit Geld zu tun haben kann, möchte ich kurz meinen finanziellen Rahmen abstecken. Mein jetzt so reiches Leben ist zu finanzieren mit ca. 10.000 € jährlich, das ergibt ungefähr 833 € netto monatlich. Klar musste ich mir das halbe Haus und auch die Materialien für den Umbau kaufen – und das mit dem Geld, das ich in meinem vorigen Leben, in dem es mehr Geld gab, verdiente. Aber auch diese Summen sind überschaubar und gehen nicht in die Dimensionen von reich im Sinne von Geldreichtum. Natürlich würde Martin Schenk in meinem Fall von freiwillig gewählter Armut sprechen – ich von freiwillig gewähltem, geldlosem Reichtum.

„Es gibt die freiwillig gewählte Armut, wie sie zum Beispiel von Mönchen oder Asketen praktiziert wird. Es gibt aber auch die Armut als Leben, mit dem niemand tauschen will. Freiwillig gewählte Armut braucht einen Status, der den Verzicht zur Entscheidung erhebt. Unfreiwillige Armut sieht anders aus. Armutsbetroffene Kinder haben Eltern mit den schlechtesten Jobs, den geringsten Einkommen, den krankmachendsten Tätigkeiten, leben in den kleinsten und feuchtesten Wohnungen, wohnen in den schlechtesten Vierteln, gehen in die am geringsten ausgestatteten Schulen, müssen fast überall länger warten –

außer beim Tod, der ereilt sie um sieben Jahre früher als Angehöriger der höchsten Einkommensschicht (Statistik Austria).“²⁶

So wie damals meiner Mama Geld alleine nicht geholfen hätte, nicht das war, was uns in erster Linie fehlte, so ist auch diesen Familien mit Geld nur bedingt zu helfen. Es bräuchte zusätzlich zum Geld noch etwas ganz anderes, und ich würde es nicht als zum Status erhobenen Verzicht bezeichnen. Es bräuchte Würde, Selbstwert und diese vielen Varianten von Bildung, die zu einer, vom Geld weniger abhängigen Form von Reichtum führt.

Mein Lebensreichtum ermöglicht es mir auch, dass ich in vier Monaten des Jahres das tun kann, was ich mir vorgenommen habe. Ganz abgekoppelt von dem Gedanken, dem Ziel, dem Zwang, Geld damit zu verdienen.

Analog zu dem Begriff Grundlagenforschung in der Wissenschaft würde ich gerne für dieses eine Drittel in meinem Jahreskreislauf den Begriff „Grundlagenleben“ einführen. Und so wie in der Grundlagenforschung um des Forschens, um der Erkenntnis Willen, geforscht wird, so soll auch im Grundlagenleben ausschließlich um des Lebens, des Sinns und des Selbstwillens gelebt werden. Nicht orientiert an Verwertbarkeit, an Nutzen und Zweck.

Was nicht mit planlos Leben gleichzusetzen ist. Auch Grundlagenforschung ist mit Plan. Aber es sind die spontan entstandenen, die sich immer wieder in mein Leben drängenden, die langsam gereiften, oder die mir zufällig ins Leben gespuckten Ideen, die in diesen Monaten große Aufmerksamkeit bekommen. Ohne Druck kann ich mich in dieser Zeit meinen künstlerischen, gestalterischen Phantasien, meinen Essensexperimenten, oder so wie jetzt der Verschriftlichung meiner Gedanken widmen. Und weil ich mir selbst, mir meine Ideen und Projekte etwas wert sind, kann es in diesem meinem Drittel sogar zu strengen, selbstaufgestellten Vorschriften kommen, um zur Umsetzung meiner Pläne zu gelangen. Vorsätzen, wie täglich ein paar Stunden an diesem Text arbeiten, damit der Faden nicht abreißt, einfach auszuschlafen, damit ich wirklich gut und konzentriert denken und schreiben kann. Und mit diesem Denken und Schreiben verbringe ich jetzt Stunden, Tage, Wochen und Monate und es ist mir so wichtig, dass ich es einfach mache. Es ist mir so wichtig, dass es einfach ist. Im unmittelbar Jetzt, nicht in einer nicht näher definierten Zukunft, in der Pension, oder wenn es sich mal ergibt. Ich bin 53, da ist man schon zu alt, um die schönen Dinge des Lebens ins Irgendwann zu verschieben.

Einfach dadurch, dass mir dieses Schreiben gerade so eine Lust und Freude ist, räume ich ihm diese Wichtigkeit ein und stecke mir selbst ein Ziel: diesen Text zu einem für mich guten, runden und stimmigen Ende zu bringen. Niemand anderer macht mir Vorgaben,

²⁶ http://www.armutskonferenz.at/files/schenk_genuenessigkeit-2015.pdf Zugriff 05.01.2021

wie lange, wie persönlich, wie wissenschaftlich,... er zu sein hat. Ich selbst bin mein Maßstab.

Und wenn ich dieses mein Ziel nicht erreiche, dann ärgert es mich zwar, aber es ist nicht mehr und nicht weniger, als dass ich mir eine kleine persönliche Niederlage eingestehen muss. Diese Niederlage ist nicht existenzbedrohend. Ich habe dann einfach die Erfahrung gemacht, dass ich es nicht geschafft habe. Und es bleibt immer noch die Erinnerung an das Gefühl und die Lust, die ich beim Schreiben, Denken und Reflektieren hatte. Und dann spürt sich das alles eigentlich gar nicht mehr nach Niederlage mehr an.

Auch das „Sissi-Nutella“ ist in dieser Zeit des Grundlagenlebens entstanden. Ich kann in dieser Zeit durchs Haus tingeln und spontan entscheiden, was ich machen, wie lange und intensiv ich mich mit einer Tätigkeit oder Handlung auseinandersetzen möchte. Wenn ich dann spüre, dass es genug ist, kann ich unterbrechen oder ganz aufhören.

Ich kann in diesem meinen Grundlagenleben so detailreich auf mich schauen, dass ich immer wieder Neues, Verändertes an mir und in mir entdecke. Ich kann mir ganz individuelle Tagesstrukturen leisten. Das, was das Schreiben jetzt verlangt, soll den Rahmen meines Alltags bilden. Eine offene und stimmige Atmosphäre soll entstehen. Ich entscheide, ob ich Sozialkontakte brauche oder ob es auch mal gut ist, eine Woche einfach niemanden zu sehen und nur mit mir und meinem Text zu sein. Ich kann jetzt so lange schlafen, wie ich will, so lange, dass ich gut ausgeschlafen bin. Und dann folgt mein immer gleiches Aufwachritual, in dem alle die mir so lieb gewordenen Wiederholungen sein dürfen. Vom Hühnerfüttern im Nachthemd bis zum Ö1 hören beim morgendlichen Abwaschen. Und erst, wenn ich wirklich ganz munter und geistig fit bin und ich mich schon drauf freue, beginne ich mit dem Schreiben. Mit Kräutertee und einem Kerzerl in angenehmer, ruhiger aber energievoller Stimmung. So lange, bis ich merke, dass ich eine Unterbrechung brauche. Spazieren gehen, was im Garten tun, was rum- oder zamräumen, Hühnerstall ausmisten und Eier holen, oder jetzt im Jänner Schnee schaufeln, was immer gerade notwendig ist oder passend erscheint. Dann geht es mit dem Schreiben weiter, oder ich hau mich kurz aufs Sofa, les ein bisserl was, mach ein kurzes Schlaferl und schreibe erst danach weiter. Und falls mich mein Nachmittagskaffee dann für längere Zeit munter hält, kanns auch eins oder zwei in der Nacht werden. Es ist egal, wann ich schlafen gehe, weil es ja auch egal ist, wann ich am nächsten Tag aufstehe. Wichtig ist nur, dass ich ausgeschlafen bin, um all die Dinge in Angriff zu nehmen, die ich mir vorgenommen habe.

Wenn es mir an solchen Tagen dann auch noch gelingt, meine Gedanken so zu sortieren, dass sie logisch und nachvollziehbar sind und wenn ich dann noch genau die Worte finde, die meine Gedanken und Gefühle klar ausdrücken, verständlich und nachvollziehbar machen, dann spürt es sich wirklich glücklich und befriedigend an.

Es ist einfach so eine Wohltat, über einen längeren Zeitraum nur für mich zu sein, meinen Ideen freien Lauf zu lassen, mich zu entfalten. Das macht satt. Und dann, wenn man so richtig satt davon ist, dann passt es auch gut, sich wieder an den Wochenenden um andere Menschen und ihre Bedürfnisse zu kümmern, sich mit Vorfreude auf den Sommer vorzubereiten, neue Techniken auszuprobieren, das Programm und den Ablauf abzustimmen. Und dann passt es auch gut, dass ich mich mit all meiner Kraft, Energie und Aufmerksamkeit in die sieben Werkwochen des Sommers stürze. Ich hatte ja die gute Zeit für mich, und ich werde die gute Zeit für mich wiederhaben. Und auch diese Abwechslung ist zu einem mir lieb gewordenen, mich bewegenden, mich tragenden Jahreskreislaufsritual geworden. Auch so ein „Alle-Jahre-Wieder“ System. Und wieder kann ich nicht sagen, ob es mein Plan war oder ob es sich ergeben hat – wohl beides miteinander.

Sich immer nur um sich kümmern, wäre schräg, wäre leer. Sich immer nur um die anderen kümmern, macht kaputt. Wie so oft geht es um den goldenen Mittelweg, um die richtige Dosierung der einzelnen Komponenten. Ich habe sie im Moment für mich gefunden. Es passt wirklich gut. Und wenn es einmal nicht mehr passen würde, dann vertraue ich drauf, dass es mir auffallen würde und dass ich es dann ändern würde, damit es sich wieder passend anspüren würde. Aber das ist Zukunft. Jetzt ist es mal stimmig.

DER BESITZ , DIE DINGE, DIE OBJEKTE – NOCH SO EINE FACETTE VON ARM UND REICH

Zuvor habe ich mich vor allem mit dem menschlichen Arm- und Reichsein beschäftigt und zu beschreiben versucht, warum dieses im Zentrum des Seins stehen sollte. Aber ganz ohne Besitz, Dinge und Objekte geht es auch nicht. Man benötigt doch so einiges - vom Gewand bis zum Kasten, vom Sessel bis zum Computer, vom Geschirr bis zur Waschmaschine.

Jetzt gibt es alle diese Dinge natürlich zu kaufen, dann braucht man ziemlich viel von diesem Geld. Und für dieses viele Geld muss man wieder viel arbeiten, oder man muss ganz viele Kräuter sammeln, oder ganz viele Haselnüsse rösten oder kann sich kein Grundlagenleben gönnen. Das sind alles keine verlockenden Aussichten.

Man kann diese vielen Dinge und Gegenstände aber auch einfach auf sich zukommen lassen, wenn man die Zeit hat, darauf zu warten, dass man diese Dinge geschenkt bekommt. Ich meine hier mit dem Schenken allerdings nicht die unsäglichen Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke, sondern das Weitergeben von Dingen, die einfach nicht mehr gebraucht werden. Auch das Schenken scheint sich ins Gegenteil verkehrt zu haben. In

einer Welt, in der alle viel zu viel haben, schenkt man den Menschen eigentlich etwas, wenn sie dir ihre alten Dinge geben können. Sie sind froh darüber, dass die Dinge, die ja noch einen Wert haben, nur bei ihnen wertlos sind, bei mir wieder einen Wert bekommen. Und die Erde beschenkst du sowieso damit, wenn du dir gebrauchte Gegenstände schenken lässt. Sozusagen eine Dreifachbeschenkung: der Beschenkte, der Schenkende und die Erde.

Voraussetzung für das Beschenkt werden mit alten Dingen sind allerdings die Grundlagen einigermaßen handwerklicher Geschicklichkeit. Vielleicht könnte man es auch „handwerkliche Allgemeinbildung“ (eine wunderbare Begrifflichkeit) nennen. Ich meine damit, Kleidungsstücke einfärben, bedrucken und umschneiden zu können. Oder Möbelstücke lackieren und Polstermöbel neu überziehen zu können. Oder aus alten Brettern etwas bauen zu können. Oder alte Bettwäsche zum Ausgangsstoff neuer Werkwochenprojekte werden lassen zu können.

Die zweite, genauso wichtige, Voraussetzung ist, dass du in einem alten Ding schon das neue, das veränderte, das zu dir passende siehst. Dass du die Verwandlung, die du ihm angedeihen lassen wirst, schon erahnen kannst. Dieses Erahnen können, diese Idee entwickeln, die Phantasie entstehen lassen, setzt wiederum ein gewisses Maß an handwerklichen Grundwissen über Methoden und Machbarkeit der Verwandlung voraus. Welche dieser beiden Voraussetzung welche bedingt, ist nicht so eindeutig zu sagen, verhält sich ein bisschen so wie die Henne und das Ei. Sind allerdings diese beiden Voraussetzungen gegeben, kann das alte Ding zu deinem, individuellen neuen Ding werden. Das alles ist notwendig, damit deine Wohnung oder dein Haus mit all den geschenkten Dingen nicht zur Flohmarkthalle wird.

Durch diesen Prozess wird man doppelt bereichert. Einerseits durch den Wert des neuen Objektes und andererseits durch die Befriedigung deiner Gestaltungs- und Verwandlungskraft – also realer Wertgewinn und gefühlter Lustgewinn. Man würde das wahrscheinlich heute Upcycling nennen, früher Recycling, und vor 100 Jahren gab es wohl noch keinen Begriff dafür, weil das Verwenden und Verwerten sämtlicher Rohstoffe und auch aller Abfälle eine Selbstverständlichkeit waren. Da gab es nicht mal Müll, weil die Dinge, wenn sie einfach zu gar nichts mehr zu gebrauchen waren, verheizt wurden und so zumindest noch zur Wärmeerzeugung dienten.

Manchmal hat man allerdings nicht genug Zeit zu warten, dass einem genau das, was man eben jetzt braucht, gerade geschenkt wird. Dafür gibt es ja mittlerweile höchst ausgeklügelte Systeme, wie man gebrauchte Dinge in guter Übersichtlichkeit günstig erwerben kann. Früher war das der Flohmarkt. In meiner Jugendzeit gab es die Zeitung „Bazar“. Von einer Redaktion gut und übersichtlich in Rubriken gegliedert, konnte man in dieser ganz gezielt nach dem benötigten Objekt suchen. Heute ist es mit „Willhaben“

überhaupt ganz leicht. Ich kann mir im Internet die Objekte meist mit Foto anschauen und oft sogar zwischen unterschiedlichen Angeboten wählen. Diese Internetseite eröffnet einem die ganze Welt der gebrauchten Dinge.

In meinem Haus gibt es recht wenig neu gekaufte Dinge. Das sind die Heizungsanlage, das Glaskeramikkochfeld, der Kühlschrank, der Computer, der Keramikbrennofen und ca. ein Drittel meiner Werkzeuge. Der Rest ist geschenkt oder gebraucht gekauft.

All diese geschenkten, oder günstig erworbenen, Dinge, die durch mein Umgestalten zu meinen Dingen wurden, haben noch etwas ganz Besonderes gemeinsam. Sie alle wurden nicht für mich erzeugt, sondern waren schon da – ich verlängere nur ihre Nutzungsdauer. Und dadurch, dass manche Stücke bei mir „weiterleben“ dürfen, mache ich die Vorbesitzer glücklich, weil gewisse Objekte eben eine Bedeutung haben. So verhielt es sich z. B. mit dem großen Sofa im Wohnzimmer. Das war eine Maßtischleranfertigung aus den 1960ern für meine zweite Ex-Schwiegermutter. Später wurde es das Schlafsofa für die Nachtdienste in ihrer Apotheke. Als sie in Pension ging und die neue Pächterin das alte Ding wegschmeißen wollte, war sie ziemlich betrübt darüber. Sie rief mich an, erzählte mir die lange Lebensgeschichte ihres Sofas und fragte mich, ob ich es nicht brauchen könnte. Es war groß, schwer, bequem und mit einem ziemlich hässlichen braunen Boucléstoff überzogen. Ich tapezierte es mit grünem Stoff und diese breite Bank tut seit 15 Jahren gute Dienste. Mittlerweile ist das Grün auch schon ein bisschen fleckig geworden – die Werkwochensommer der letzten Jahre hinterließen ihre Spuren. Es ist an der Zeit, es neu zu überziehen, damit es wieder „fast wie neu“ aussieht. Nur für Staubmilbenallergiker ist dieses Ding nicht das Wahre.

Für mich bedeutet es einfach ein gutes Gefühl, zu wissen, dass fast alle Dinge, die ich benötige, eigentlich schon erzeugt worden sind. Für mich muss keine neue Energie aufgewendet werden, kein weiterer Baum gefällt werden, kein Plastik erzeugt werden, nicht irgendwas aus China hertransportiert werden, keine Menschen unwürdig ausgebeutet werden,... Ich kann mich einfach auf der Müllhaldenschatzkiste dieser viel zu reich gewordenen Welt bedienen. „Willhaben“ gab am 19. 01. 2021 an, dass es 9.238.044 Kleinanzeigen online hat – wenn das keine reiche Auswahl ist. Man könnte es fast als Schlaraffenland sehen.

Und natürlich ist es mir ein großes Anliegen, dass alle Kinder und Jugendlichen, die zu mir kommen wissen, dass fast alle Dinge, mit denen sie arbeiten, auf denen sie sitzen und auf denen sie schlafen, geschenkt, repariert, gebraucht gekauft oder selbst gemacht sind. Ich betone es mit Stolz und Überzeugung.

Und wieder könnte man auf das Umgestalten gebrauchter Dinge die Theorie von Konrad Paul Liessman anwenden. Alle drei Bereiche von Tütig sein sind vorhanden, wenn ich aus einer alten Bank ein zu mir und meinem Haus passendes Sofa mache. Die handwerkliche Tütigkeit, die Arbeit, die Idee und die Gestaltung, die Poesis und natürlieh das Handeln eines politisch denken Menschen, des Polites, der einfach kapiert hat, dass es sich die Menschheit nicht mehr leisten kann, die Ressourcen dieser Erde so zu verschwenden. Und Hartmut Rosa würde richtiger Weise sagen, dass ich mit all den von mir verwandelten Objekten in Verbindung stehe, dass sich daraus ein Resonanzverhältnis aufbaut.

Natürlieh ist alles eine Sache der Perspektive. Und meine Art von Besitzreichtum wird wohl nicht alle überzeugen. Auch wenn ich manchmal davon träume, dass ich das könnte.

Vor ein paar Jahren feierte der Enkelsohn einer Kollegin bei mir seinen zehnten Geburtstag. Eines der eingeladenen Kinder sah in meinem Reich etwas völlig anderes als ich. Er wohnte im 19. Bezirk in einer Villa, seine Mama hatte den neuesten BMW und das neueste i-Phone. Darauf war er sehr stolz.

Ich machte mit den Kindern wie üblich eine Runde um das Haus – Garten samt Bach und Wald - und eine Runde im Haus, damit sie sich orientieren konnten. Als wir vom Schlafzimmer die Stiegen hinunter gingen, hörte ich ihn sagen: „Bin ich froh, dass ich im Luxus lebe!“

Ihm war der Wald fad, er konnte mit Lagerbauen nichts anfangen und auch der Bach langweilte ihn.

Aus seiner Perspektive war mein Leben arm.

Aus meiner Perspektive war sein Leben arm.

So unterschiedlich können Perspektiven sein.

WAS WÄRE WENN . . .

. . . mehr und mehr Menschen innehalten, anhalten, kurz stillhalten würden und ihren nächsten Schritt ganz bewusst in eine ganz klein wenig andere Richtung setzen würden?

Wir sind ganz viel, was unser Umfeld aus uns macht. Uns beeinflusst das Umfeld „Stadt, Werbung und Konsum“, genauso wie das Umfeld „Natur“. Das Umfeld „monetärer Reichtum der katholischen Privatschule“ genauso wie das Umfeld „geistiger Reichtum einer alternativen Volksschule“, das Umfeld „System, in das man sich fügen muss“ genauso wie das Umfeld „lustvolles handwerkliches Tätig sein im Sommer“.

Wir können uns nicht isoliert denken. Wir sind in ein Umfeld hineingeboren und durch eben dieses Umfeld geprägt – unser Denken, Handeln und Fühlen wird durch dieses bestimmt.

Durch Interesse an Neuem und durch Offensein kann ich allerdings andere Umfelder beobachten, entdecken und kennen lernen. Ich kann durch Freundinnen, durch Philosophinnen, durch Naturwissenschaftlerinnen, durch einen Blick in die Geschichte und einen weiteren in andere Kulturen und Länder meine Einsichten vermehren. Durch all das Aufnehmen und Wahrnehmen neuer, mir unbekannter Einflüsse, kann ich meine Prägungen erweitern, verbessern, stimmiger machen. Erst durch den Vergleich kann sich mein Umfeld entweder als richtig und passend oder als nicht so gut und unpassend erweisen. Dank Eva können wir erkennen. Wir können genau abwägen und gegebenenfalls verändern oder ganz bewusst beibehalten.

Für manche wird es viel zu anstrengend sein, sich damit auseinanderzusetzen und sie werden es bevorzugen, genauso weiter zu tun, wie sie es gewohnt sind, wie es ihnen gezeigt wurde und wie sie es seit jeher machen.

Für andere wird das Ändern des Althergebrachten gar nicht schnell und radikal genug sein können.

Beide Gruppen werden nicht umhinkommen, sich mit alternativen Umfeldern auseinanderzusetzen – die einen, um das Neue abzuwehren, die anderen, um das Alte los zu werden.

„Wer will, dass die Welt so bleibt, wie sie ist, der will nicht, dass sie bleibt.“²⁷

Ändern passiert, ist immer passiert, wird immer passieren.

Ich stelle mir vor, dass mehr und mehr Menschen ein freches, selbstbestimmtes Leben, abgekoppelt vom monetären Reichtum, leben. Und diese immer größer werdende Gruppe

²⁷ Erich Fried <https://zitate.woxikon.de/leben/1939-erich-fried-wer-will-dass-die-welt-so-bleibt-wie-sie-ist-der-will-nicht-dass-sie-bleibt> 21.01.21

nicht mehr als Spinner und schräge Vögel angeschaut werden, sondern dass sich eine Bewegung, eine Kultur daraus entwickelt. Je mehr Menschen sich für ein einfaches, gutes Leben entscheiden, umso leichter ist es für alle weiteren Menschen, das auch zu tun. Denn alleine etwas zu machen und es dann auch durchzuhalten, ist viel schwieriger, selbst dann, wenn man selbst ganz fest von der Richtigkeit seines Handelns überzeugt ist.

Aber gerade das Wissen darum, dass mein Wissen, mein Handeln, mein Denken und mein Bewusstsein nicht nur beeinflusst werden, sondern dass mein Wissen, mein Handeln, mein Denken und mein Bewusstsein wiederum andere beeinflussen, macht unsere persönliche Wirksamkeit aus. Das ist die Kraft, die wir zur Verfügung haben. Nicht mehr und nicht weniger.

„Psychologen haben damals ahnungslose Teilnehmer in einen Warteraum gesetzt. Einmal waren sie allein, das andere Mal saßen zwei Eingeweihte daneben. Alle mussten ein Formular ausfüllen, als plötzlich Rauch in den Raum geblasen wurde. Die Aufgabe der Eingeweihten war, mit den Schultern zu zucken und nicht weiter darauf zu reagieren. Das Ergebnis? Die Teilnehmer, die allein waren, handelten nachvollziehbar: Sie gingen raus. Erstaunlich war die Reaktion jener, die mit zwei Untätigen im Raum saßen: die meisten blieben einfach sitzen, nach dem Motto „wird schon nicht so schlimm sein“. (...) Zudem steckt Verhalten an. Die Wahrscheinlichkeit, dass jemand eine PV-Anlage installiert, steigt stark an, wenn der Nachbar eine aufs Dach baut. Je mehr Menschen von Problemen überzeugt sind, desto eher handelt die Politik. In Österreich sorgen sich viele um Atomkraft. Politiker deshalb auch.“²⁸

Von solchen Untersuchungen gibt es ganz viele und alle kommen zu einem ähnlichen Ergebnis. Unser Handeln hat Auswirkungen, auf uns und auch auf unsere Umgebung.

Je nach Umgebung kann das Tragen von gebrauchtem Gewand als elend und ärmlich, oder als überzeugt, souverän und stolz empfunden werden.

In der Schule, in der ich 20 Jahre unterrichtet habe, gab es eine Fundkiste. In dieser Kiste wurden alle Pullis, Westen, Turnhosen und -schuhe, sowie Patschen und T-Shirts, die irgendwo liegen gelassen wurden, gesammelt. Einmal im Jahr wurden diese Kleidungsstücke – Müll oder Schätze, je nach Blickwinkel und Standpunkt – zur Altkleidersammlung gebracht. Davor allerdings hängten wir sie übersichtlich auf Haken auf, damit die Schülerinnen noch einmal durchschauen konnten. Kurz vor dem Abtransport war dann alles zur freien Entnahme. Ganz wenige kamen, um sich die Sachen durchzuschauen, um sich einfach das zu nehmen, was ihnen gefiel. Der Akt des zum Kleiderständers Gehens, für alle sichtbar in der Aula, und Kleiderhaken für Kleiderhaken zur Seite zu schieben, um auszuwählen, um zu sehen, ob etwas dabei ist, das einem gefällt, war für die Kinder nicht möglich, weil es sich dabei um gebrauchte Kleidungsstücke handelte. Alle diese

²⁸ DER STANDARD WOCHENENDE. Schwerpunkt Klimaschutz, Seite 2 vom 22. 02. 2020

Kleidungsstücke waren vor wenigen Monaten bei H&M, C&A, ZARA und Konsorten gekauft worden. Sie waren weder alt noch abgetragen – wahrscheinlich ein paarmal gewaschen. Aber die Scham, die es bedeuten würde, öffentlich in gebrauchtem Gewand nach einem passenden Stück zu suchen, war größer als jede Vernunft und alle Fakten. Der Vorgang wäre genau derselbe gewesen, wie wenn sie in ein Geschäft gegangen wären. Sie hätten Kleidungsstücke auf Haken hängend angeschaut und sich für etwas entschieden, was ihnen gefiel.

Am Tag vor dem Abtransport schauten zwei Kolleginnen und ich die Kleidungsstücke durch. Wir durchstöberten fröhlich lachend das gesamte Sortiment und nahmen Pullis, Westen und Turnhosen für uns und unsere Kinder mit. Wir waren zu dritt. Unser damaliger Schulwart schaute unserem Treiben skeptisch zu. Seine Irritation spürend, fragten wir ihn, ob er nicht auch mit schauen wollte, ob für seine Kinder was dabei wäre. Fast ein bisschen entrüstet meinte er, dass er es nicht notwendig habe, in gebrauchten Sachen zu stierln.

Auch das war keine Sache von Geld. Als Lehrerin in einer AHS verdient man ganz sicher mehr als ein Schulwart in einer AHS.

So eine banale Begebenheit – und doch sagt sie so viel darüber aus, wie wir ticken.

Der Wert eines Objektes hängt ganz oft von der jeweiligen Inszenierung, von seiner jeweiligen Umgebung ab. Ein und dieselbe Weste, vor ein paar Monaten am Kleiderhaken im H&M hängend, hatte einen Wert. In diesen Einkaufstempel zu gehen und diese Weste mit Geld zu kaufen, ist nicht mit Scham verbunden. Im Gegenteil, es ist ein Statussymbol, es zeigt an, dass ich modern bin, dass ich Geld habe, dass ich es mir leisten kann, diese Weste, die auch Millionen andere kaufen und tragen, zu meinem Besitz zu machen. Geht genau diese Weste nach dreimaligem Waschen verloren und hängt jetzt, ein paar Monate später am Kleiderständer der Fundkistensammlung, ist sie nichts mehr wert. Mehr noch – sie trägt im Denken vieler Menschen sogar zur eigenen Entwertung bei.

Ich selbst bin mir auch nicht ganz sicher, ob ich alleine der spürbaren Geringschätzung unseres Schulwartes Stand gehalten hätte. Mit meinen beiden Freundinnen an der Seite war es natürlich kein Problem.

Wir brauchen Freundinnen, um richtig zu handeln, wir brauchen Unterstützung, um das zu tun, was angesagt ist, um unsere Überzeugungen in die Tat umzusetzen, um sie zu leben.

Und auch hier wird wieder etwas in sein Gegenteil verkehrt. Eigentlich müsste man sich genieren, zu H&M zu gehen, um diese Weste zu kaufen, und sich ganz stolz und voller Überzeugung im Altkleiderfundus bedienen. Wir alle wissen warum.

Diese eben kurz beschriebene Situation steht wohl stellvertretend für viele. Und sie zeigt so klar, wo der Knackpunkt liegt. Es liegt ganz oft nicht an der verfügbaren Summe Geldes, klug und richtig zu handeln. Es geht um sein gewachsenes, entwickeltes, gestärktes und bewusstes Selbst. Mit einer so ausgebildeten Würde kann man die passenden Schritte für sein eigenes gutes Leben setzen und andere mitreißen und anstecken.

Der Hirnforscher Gerald Hüther beschreibt es in einem Interview zum Erscheinen seines Buches „Würde“ so: *„Das Wichtigste, was wir als Menschen haben, ist wohl unsere Würde und die sollte man sich nicht rauben lassen. (...) Die Würde ist etwas, was jeder Mensch in sich selbst entwickelt und zwar unabhängig von der Kultur, in der er groß wird. Das ist ein Bild davon, wie ich leben möchte, damit ich mich selbst abends in den Spiegel schauen kann. (...) Und wenn jetzt so ein junger Mensch so ein Bewusstsein seiner eigenen Würde entwickelt hat, ist er nicht mehr verführbar. Der hat so etwas gefunden, wie einen inneren eigenen Kompass, der ihm hilft, aus dieser Vielfalt von Möglichkeiten, Angeboten und Verführungen das auszuwählen, was mit seiner Würde vereinbar ist.“*²⁹

Was wäre, wenn. . .

. . . **wir nicht mehr allein damit wären, sondern es mehr und mehr Menschen geben würde**, die ihr Gewand vermehrt gebraucht besorgen? Die selbst über Stil und Vorlieben entscheiden? Wenn wir uns über selbst gewählte Kreationen trauen, stärken wir unseren individuellen Ausdruck und damit uns selbst und können so, gestärkt und selbstbewusst, im gleichen Ausmaß unser Umfeld beeinflussen und bestärken. Wir würden so zu Trendsettern werden. So lange, bis wir wohlig umschmeichelt in einer guten Normalität angekommen sind, umgeben von vielen Menschen, die es sich jetzt auch trauen, so würdevoll und genussvoll zu handeln.

Was wäre, wenn. . .

. . . **wir nicht mehr allein damit wären, sondern es mehr und mehr Menschen geben würde**, die ihre Umgebung für sich passend gestalten würden? Und das alles mit Rohstoffen und Dingen, die es schon gibt, oder einfach vorhanden sind. Wenn das Mittagessen nicht mehr von Iglo, oder dem Rezept des neuesten Kochmagazins, für uns geplant werden würde, sondern von den Zutaten, die bei mir zuhause, in der Natur, im Kühlschrank, oder im Küchenkastel vorhanden sind. Kraft meines Einfallsreichtums und Könnens würden diese dann zu köstlichen Speisen verwandelt werden. Dieses Prinzip des Umgestaltens würde sich auch in vielen weiteren Bereichen, abgesehen von Kleidung und Essen, durchsetzen. Das Prinzip, aus Vorhandenem etwas Neues zu machen, aus nicht mehr Funktionstüchtigem etwas Funktionierendes zu machen, würde modern werden. Die eigenen Fertigkeiten, die Geschicklichkeit, das Können und dadurch das Vermögen des Selbst und Umgebung Gestaltens würden neuerdings so stolz zur Schau getragen, wie vormals die verschiedenen Produkte und Marken, die es um viel Geld zu kaufen gab. Nicht der Besitz von etwas würde adeln, sondern mein Vermögen, zu gestalten. Der eigentliche Gewinn

²⁹ Gerald Hüther, Radiosendung „Kontext. Sachbücher und Themen“ vom 27. 04. 2018, Minute 5:00 und folgende.

dabei ist aber der empfundene Stolz, die tiefe Zufriedenheit, die man spürt, wenn man Energie, Kraft, Lust und Liebe in ein Objekt steckt und es dadurch auf zauberhafte Weise verwandelt.

Was wäre, wenn. . .

. . .**wir nicht mehr allein damit wären, sondern es mehr und mehr Menschen geben würde**, die überzeugt sind, dass ihr Handeln und Denken Auswirkungen hat und es deshalb ganz öffentlich, gut sichtbar und laut zur Schau tragen. All jenen zum Trotz, die sich mit Phrasen wie „Da können wir kleinen Leute eh nichts ausrichten“, oder: „Wir können ja nicht die ganze Welt retten“, sich bequem in ihre Ohnmacht fügen. Durch das Viele sein, durch das zur Bewegung werden, würden sich vielleicht auch manche aus der Komfortzone reißen lassen und sich über ihre wiedergefundene Handlungsmacht freuen. Einfach, weil sich Selbstwirksamkeitserfahrung so gut anspürt.

Was wäre, wenn. . .

. . .**wir nicht mehr allein damit wären, sondern es mehr und mehr Menschen geben würde**, die Geld als notwendige Randerscheinung in ihrem selbst gestalteten Leben sehen würden. Wenn es zu einem Trend der neuen Zufriedenen kommen würde, der so mitreißend ist, dass immer mehr Menschen den Reichtum ihres Lebens abseits von Geld finden. Dann könnte man viel weniger Lebenszeit in die Arbeit stecken und viel mehr Lebenszeit ins Leben. Viele Arbeitsplätze würden frei werden und das Grundlagenleben boomen. Es würde ganz neue Innendrinneichtumsentdeckungen geben, die in ein paar Wochen Urlaub nicht zu erfahren sind. Zeit fürs Regenerieren, fürs Lachen, fürs Diskutieren und Streiten, fürs sich auf andere Menschen Einlassen, fürs in die Natur gehen, fürs Herausfinden wer ich bin und was ich will, fürs sich gegenseitig so lange, aufmerksam und intensiv Zuhören, dass man sogar beginnt, ganz unterschiedliche Standpunkte zu verstehen, fürs eigene Zufriedenheit Finden und sie genießen. Das alles würde zur Selbstverständlichkeit werden.

Was wäre, wenn. . .

. . .**wir nicht mehr allein damit wären, sondern es mehr und mehr Menschen geben würde**, die verstanden und gefühlt haben, dass mein persönliches gutes Leben nicht isoliert stattfinden kann, dass Menschen soziale Wesen sind. Keiner kann seinen saftigen Apfel genießen, wenn rund um ihn Menschen hungern. Es würde nicht mehr die Kraft darin investiert werden, diejenigen, denen es schlecht geht unsichtbar zu machen, zu verteufeln oder zu verdammen. Es würde zur Selbstverständlichkeit werden, andere dabei zu unterstützen, wieder ein würdevolles und selbstbewusstes Leben zu führen, weil klar ist, dass ich das letztendlich für mich tue. Wir würden uns über die Vielfältigkeit der Reichtümer des Lebens austauschen und sie dadurch teilen. Das Denken, das Lachen, das

Erkennen von Zusammenhängen, das Genießen, das Gefühle in Worte fassen, das Lösen von Problemen, das Erfinden von Dingen würde zu einer Allmende, einem Gemeingut, einer open source werden.

Was wäre, wenn. . .

. . .**wir nicht mehr allein damit wären, sondern es mehr und mehr Menschen geben würde,** die mit offenen Augen und Sinnen die glücklichen Zufälle des Lebens wahrnehmen und mit einer Leichtigkeit damit spielen, als wären es Bälle, die in ihr Leben gekickt wurden? Es würden immer mehr Menschen erkennen, dass es an ihnen selbst liegt, was sie mit diesen Bällen machen, welche Bedeutung sie diesen geben. Und kein Gott, kein Universum, keine Vorhersehung oder sonst eine gute oder böse Macht wäre für ihr Leben zuständig, außer sie selbst. Dann würde Verantwortung übernehmen nicht mehr in den Bereich größenwahnsinniger Politikerinnen fallen, die sich anmaßen für Kriege oder Coronatote Verantwortung übernehmen zu können, sondern eine allgemein geachtete Tugend werden. Immer mehr würden sich der Auswirkungen ihres Handelns und Denkens bewusst werden und dafür ganz selbstverständlich Verantwortung tragen und das auch von anderen einfordern. Es würden sich sehr klare Grenzen ergeben, die uns leiten und Sicherheit geben. Kein Bankangestellter würde dann einfach ein Investmentpaket verkaufen, dessen Konstruktion er nicht versteht, nur weil ihm sein Vorgesetzter gesagt hat, er solle es tun. Entweder ausreichend erklären oder nicht verkaufen. Altehrwürdige Schriften wie die beiden Teile der Bibel, der Koran oder die Bhagavadgita würden zur interessanten philosophischen Grundlagenlektüre aller Menschen werden, die den eigenen Geist bereichern. Aber niemand würde mit blindem Gehorsam irgendwelchen Verboten oder Geboten männlicher Religionsführer folgen. Mein Schritt, mein Atemzug, mein Besenstrich, meine Verantwortung.

Was wäre, wenn. . .

. . .**wir nicht mehr allein damit wären, sondern es mehr und mehr Menschen geben würde,** die das Reich der Phantasie, die Unendlichkeit der Gedankenwelt, alle Bereiche der Bildung – von der Menschenbildung, über die handwerkliche Bildung bis hin zur intellektuellen Bildung – zum höchsten Gut des Lebens auserkoren haben. Dieser ganz andere Reichtum hat dann nichts mehr mit dem Vorhandensein gewisser Summen Geld zu tun. Man würde sich stolz Bildungsproletarier, oder Bildungsplebejer, oder gar Bildungsrevoluzzer nennen und der Reichtum des Denkens, Fühlens und Phantasierens würde zum neuen Statussymbol werden. Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Tun und Handeln würde zum guten Ton gehören, und das Glücksversprechen so mancher Konzerne, würde als bloße Lächerlichkeit enttarnt. Werbung würde nicht mehr als Information, sondern als das, was es ist – als dreiste Manipulation und Belästigung – bezeichnet werden.

Die größer werdende Gruppe der Bildungsplebejer würde denjenigen, die ihr Glück nach wie vor im Besitzen von Geld sehen, das Leben sogar noch erleichtern. Indem sie sich diesem Konkurrenzkampf der Anhäufung von Geld entziehen, brauchen die anderen viel weniger von diesem, um sich überlegen zu fühlen. Sie können sich dadurch so viel billiger abgrenzen. Weil die Bildungsplebejer ihre Handys so lange verwenden, bis sie kaputt sind, müssen sich die Geldbürger nicht mehr jedes Jahr ein neues kaufen, es reicht dann auch jedes zweite. Weil Bildungsplebejer verstanden haben, dass zukünftige Mobilität nicht mehr mit dem eigenen schnellen Auto funktioniert, bleiben die Autobahnen frei für die BMWs und Porsches der Geldbürger – sie können dann ihre 200km/h rasen und stolz die teure Strafe zahlen, als Beweis dafür, wie viel Geld sie haben.

Der Auszug der Bildungsplebejer aus der Konsumwelt würde so eine solche Lebensfreude und Zufriedenheit verbreiten, dass sogar so mancher Geldbürger neidisch werden könnte.

MEIN BILD FÜR DAS „DURCHS LEBEN GEHEN“

Beim Begriff „Gehen“ denkt man meist automatisch an einen Weg. Mir fällt dazu ein Forstweg durch den Wald ein. Aber das ist Spaziergehen. Das ist etwas Anderes.

Mein Bild für das durchs Leben Gehen hat ein anderes System, hat kein nach vor und zurück. Es entspricht eher einer phantastischen, komplett unlogischen Reise voller Gesetzmäßigkeiten und Zusammenhänge, die allesamt unplanbar, wünschbar sind.

Es lässt sich mit dem Durchwandern von Räumen vergleichen, aber nicht in einem Gebäude. Diese Räume können schon wo drinnen sein, aber auch draußen in der Natur. Vielleicht sind diese Räume auch unter Menschen, in Menschen, in uns selbst. Es sind Aufenthalts- und Seinszustände. Es gibt Verweilen und Weitergehen. In jedem dieser so unterschiedlichen Räume gibt es Türen, Öffnungen, Ritzen und Spalten, Fenster und Löcher in Mauern – manchmal nur ganz kleine, es gibt Höhleneingänge oder Brücken zum Verlassen des Alten und Betreten des Neuen. Aber die Aneinanderreihung der Räume verhält sich nicht so, wie wir das von unseren Wohnungen und Häusern gewohnt sind. Sie sind nicht starr und festgelegt. Ich kann in den nächsten Raum gehen und dann doch wieder umkehren wollen. Dabei kann es passieren, dass der Raum, aus dem ich kam, ein ganz anderer geworden ist, oder gar nicht mehr da ist, oder einfach unverändert auf mich wartet. Oder die Höhle, durch die ich gerade gekommen bin, führt mich am Rückweg ganz woanders hin. Oder ich lande nach einem weiten Weg genau dort, wo ich schon mal war.

Ich werde niemals festgehalten. Ich selbst kann entscheiden, ob ich bleibe oder ob ich gehe. Ich kann auch entscheiden, wohin ich gehe, aber es ist ein Überraschungspaket. Die Stabilität dieses sehr herausfordernden durchs Leben Gehens liegt in mir selbst. In dem von mir Gesehenen, in dem von mir Gefühlten, in dem von mir Gedachten, in dem von mir Wahrgenommenen, in dem von mir Empfundene, in dem von mir Erlernten, in dem von mir Geübten. Sie liegt im Erkennen von der, die ich bin, die ich sein mag, die ich nicht sein mag und die ich werden möchte.

Wichtig ist es immer wieder, in sich hineinzukriechen, zu verweilen und ganz erstaunt darauf zu achten, wie sich dieser Raum schon wieder verändert hat.

In diesem System des sich durch die Räume Bewegens gibt es zwei Kräfte, die immer gleichzeitig sind. Die eine ist die meines eigenen Gestaltens, meines Verantwortung Übernehmens, meiner Selbstwirksamkeit. Diese Kraft für sich alleine wäre so überfordernd, so anmaßend, dass man das Leben nicht packen würde. Deswegen gibt es eine zweite Kraft, die der ersten vollkommen widerspricht. Diese ist die Kraft, die von außen beeinflusst, die Zufälle ins Leben spielt, die Grenzen setzt, die verhindert und ermöglicht. Diese Kraft für sich alleine, würde uns zu einem geleiteten, gegängelten und fremdbestimmten Wesen machen. Auch so ein Leben wäre unpackbar. Und logischerweise widerspricht diese Kraft vollkommen der vorigen.

Ich kann mir aber immer sicher sein, dass mir beide zur Verfügung stehen. Wann welche Kraft in welchem Ausmaß zum Einsatz kommt, kann ich nicht beeinflussen, aber ich kann sehr wohl mitbestimmen.

Und weil es eben kein Vor und kein Zurück und überhaupt keine Richtung im herkömmlichen Sinn gibt, sondern nur ein Verändern, ein Wandeln, ein Verwandeln, ist es als Lebenssinn auch sinnlos vorankommen zu wollen, oder im rückwärts Gewandtsein sein Glück zu suchen.

Der Reichtum im Inneren unseres Selbst ist auf jeden Fall ein guter Begleiter.

DAS SYSTEM DIESES BUCHES

Manche Schätze kann man nicht kaufen.

Manche Schätze kommen einfach so daher – geborgt, geschenkt oder selber gemacht.

So auch dieser Text, wenn es ein Schatz war, es zu lesen.

Ich wollte mit diesem Buch meine Gedanken auf die Reise schicken. Auf eine Art, wie sie meinem Leben und Denken entspricht. Freundinnen halfen mir, verbesserten, gaben Anregungen und unterstützten mich technisch. Ich kopierte die Seiten und band meine Bücher selbst.

So habe ich nicht nur in das Schreiben, sondern auch in das Objekt Buch selbst, meine Kraft, Energie, Lust und Liebe gesteckt.

Diese hier ist die PDF-Version, die man sich einfach runter laden kann, wenn die Zeilen gefallen.

Kein Verlag, keine Lektorin haben darüber entschieden, ob meine Gedanken die Reise antreten dürfen. Ich wollte mir dieses Suchen ersparen, weil ich weiß, dass es mir nicht gut tut. Die Leserinnen müssen am Ende dieses Buches selbst für sich entscheiden, ob sie die Gedankenreise weiter unterstützen und das Buch weitergeben oder nicht.

Mein in mir drinnen Reichtum ist durch das Schreiben und Binden schon stark vermehrt worden. Wenn es dann noch Menschen gibt, die beim Lesen die eine oder andere gute Minute haben, den einen oder anderen guten Gedanken entwickeln, oder vielleicht die eine oder andere Idee bekommen, dann würde mein Reichtum noch ein Stückchen wachsen.

Wenn du dieses Buch jetzt in Händen hältst, dann hast du es wahrscheinlich von einem lieben Menschen bekommen und kannst es wieder an einen lieben Menschen weiter geben. Davor könntest du noch deinen Namen in die Liste am Ende des Buches eintragen. So hätte ich mir das vorgestellt. Fast so wie ein Kettenbrief, also ein Kettenbuch. Nur dass es ganz sicher nicht um Geldvermehrung geht, und auch nicht um plötzlich über dich kommendes Heil oder Unheil. Vielleicht ein Stück Vermehrung dessen, was beim Lesen des Buches in dir entstanden ist.

Wenn du dir beim Lesen gedacht hast, dieser Text gefällt dir gut, den hättest du gerne nicht nur als Leihgabe, sondern für dich selbst, dann kannst du diesen Text auf meiner Homepage als PDF herunterladen und ausdrucken.

<http://www.werklwoche.at/kontakt.html>

Wenn du aber findest, dass es doch viel schöner ist, so ein gebundenes Buch in Händen zu halten, dann kannst du zu mir kommen und dir mit meiner Hilfe selbst dein eigenes Exemplar binden. Dann hast du auch gleichzeitig ein bisschen Buchbinden gelernt.

Jetzt ist der Plan, meine Gedanken in Form dieser Bücher auf Reise zu schicken abgeschlossen. Ich habe diese meine Idee umgesetzt. Mit dem Verteilen endet auch meine Zuständigkeit. Was mit diesen Büchern passiert – natürlich gibt es da Träume und Hoffnungen – ist nicht mehr in meiner Verantwortung.

DANK

Dank an meine Mama, dass ihr die siebente Abtreibung einfach zu blöd war.

Dank an meinen Vater, dass er zwölf Ehejahre lang auf das Anrecht seines täglichen Geschlechtsverkehrs bestanden hat, auch in Zeiten der Pillenpausen.

Dank an dieses zufällige Leben.